

Der
Deutsche Kulturpionier.



Nachrichten
aus der deutschen Kolonialschule
Wilhelmshof

für

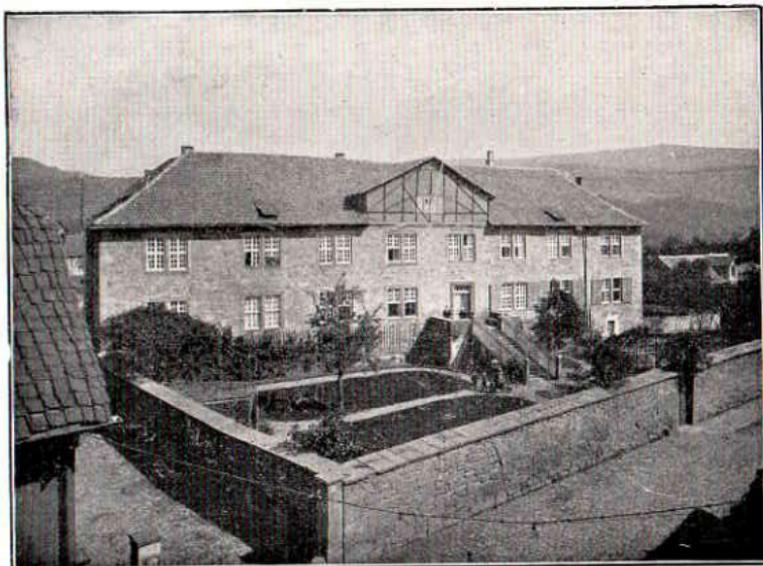
die Kameraden, Freunde und Gönner

ausgegeben vom Direktor Fabarius.

Witzenhausen a. d. Werra.



Gesamtansicht.



Direktormwohnung.

Rückblick und Ausblick.

Vom Herausgeber.

Mit fröhlichem Erntes- und Sedanfeſte ſchloß das Sommerhalbjahr am 2. Sept. ab, beſonders noch geweiht durch die Abſchiedsfeier für eine ſtattliche Zahl ausziehender Kameraden. Das Feſt, am Morgen durch wehende Flaggen begrüßt, begann Nachmittags wieder mit feierlichem Umzuge durch das Anſtaltsgebiet der Arbeiter, Beamten, Lehrer und Schüler, voraus mit Muſik die Erntekränze der Landwirtschaft und der Gärtnerei. Im Innenhofe, unſerer ſtimmungsvollen Feſthalle unter freiem Himmel, wo gerade friſch ausgegrabene, teilweise wundervoll erhaltene Reſte des alten Kreuzganges und der Kirche neugelagert waren, machte der Zug halt, der Direktor hielt eine kurze Anſprache unter Hinweis auf die Dankſchuld, zu der dieſer doppelte Feſttag mahnte, zum Dank für Erntefeſen, nationalen Segen, Menſchenhülfe und Gotteshülfe, Gotteseſegen. Mit dem Geſang: „Nun danket alle Gott“ ſchloß die Feier. Darauf war im Feſtſaale gemeinſames Kaffeetrinken aller Anſtaltsglieder, einschließlich der Arbeiter und Arbeiterkinder, verſchönt durch Chorgeſänge der Dohrenbacher Ernte-Arbeiterinnen und Arbeiter mit nachfolgendem fröhlichem Tänzchen, das um 7 Uhr ein gemeinſames Abendbrot abſchloß. — Im Rahmen des üblichen ſonnabendlichen Geſellſchaftsabends geſtaltete ſich dann der Feſtabend, zu einer ſchönen

Abschiedsfeier für die Kameraden Lindner (Lindi), Meyer (Samoa), Hhl (Samoa), Consten (Mambara), Willi (Togo) und Frank (Militär), sowie Gammel (Kapland). In Krüster und heiterer Weise, mit Rede, Gegenrede, Liedern und Musikvorträgen verlief der Abend nur allzu schnell und am Montag Morgen winkten dann die Fahnen und mischten sich Hurrarufe mit Büchsen salvoen zum letzten Scheidegruß den Ausziehenden.

Nach den Ferien, welche der Direktor nebst Herrn Dr. Aldinger dazu benutzte, die deutschen Siedlungsgebiete und die Arbeiterverhältnisse Südosteuropas zu studieren, begann am 10. Oktober das neue Halbjahr mit 26 alten und 6 neuen Schülern, deren Zahl dann auf 34 stieg. Leider war wieder die Ausweisung zweier ungeeigneter Glieder nötig, eine schmerzliche Erfahrung, die uns von neuem den ernstlichen Wunsch nahe legt: möchte doch bei der Anfrage um Aufnahme mit peinlichster Genauigkeit seitens des Anmeldenden alle Thatsachen des Vorlebens der Anzumeldenden angegeben werden, um beiden Teilen hernach die dann bittere Feststellung der Thatsache zu ersparen, daß die deutsche Kolonialschule keine Besserungsanstalt ist, vielmehr im Gegenteil an Eifer und Ehrgefühl, sittliche Haltung und Leistungsfähigkeit der jungen Herren die höchsten Anforderungen stellt! — Leider ist uns auch erneut ein lieber Kamerad Runo Freiherr von Girardi durch den Tod entzogen, der freilich schon seit vorigem Sommer sich leidend zeigte und dessen Krankheit in schnell verlaufender Schwindsucht zum offenen Ausbruch kam, die ihn uns am 9. Dez. fern in der Heimat, entzogen hat. (vgl. Gedenkblatt).

Für Weihnachten liegen wieder Neuanmeldungen vor, noch mehr bereits für Ostern. Bemerkenswerter Weise mehren sich die Anfragen von Ausländern. Immerhin aber zeigt sich noch gar zu häufig, daß unsere Anstalt noch längst nicht genug bekannt ist, während deutsche Eltern wie Söhne oft nach Ähnlichem suchen, ähnliche Bildungsgelegenheit und Wegbahnung zu frischem, männlichem Kulturpionierberuf suchen, ohne von dem Bestehen der Deutschen Kolonialschule eine Ahnung zu haben. Noch immer erscheint weiten Kreisen der Kolonialberuf als Abenteuerlaufbahn, weil sie eben die thatsächlichen Verhältnisse, die Aussichten der überseeischen Land-, Vieh- und Obstwirtschaft und die Zwecke unserer Anstalt nicht kennen. Während alle anderen namentlich die bürokratischen und „studierten“ Fächer überfüllt sind, herrscht auf unserem Gebiete immer noch erheblicher Mangel an tüchtigen und vielseitig vorbereiteten jungen Männern, einem Berufe für den die edelsten, zuverlässigsten und besten Söhne unseres Volkes gerade gut genug sind. Konnten wir doch in dem letzten Vierteljahr eine Reihe günstiger teilweise sehr günstiger Nachfragen nach Wirtschaftsbeamten nach Mittelamerika, Kamerun, Neuguinea und Ostafrika wiederum, wie schon öfter nicht befriedigen.

Unter den lobenden Anerkennungen, die unserer Arbeit und unserer Anstalt trotz ihrer Jugend und leider immer noch geringen Mittel,*) vielfach auch in den letzten Monaten zu teil wurde, hat uns besonders erfreut und ermutigt das Zeugnis eines verehrten Gastes aus Java, des Professors Dr. vom Komburgh vom botanischen Garten in Buitenzorg, der unsere Organisation, Einrichtung und unsern Lehrplan sonderlich anerkannte. So solln denn auch fernerhin im neuen Jahre, im neuen Jahrhundert bleibes bei dem unentwegten Streben: „Mit Gott für Deutschlands Ehr daheim und überm Meer!“

*) Umso dankbarer begrüßen wir darum jede Zuwendung, sei es Zeichnung von Anteilscheinen, sei es in Form von Schenkungen, welche letztere uns in den verschiedensten Formen schon zugegangen sind zu den Schenkungen aus dem Jahre 1898 und 1899:

Seine Majestät der Kaiser und König	5000 Mt.
Seine Kgl. Hoheit Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig	3000 "
Geh. Kommerzienrat Friedrich Krupp in Essen	20000 "
Geh. Kommerzienrat Carl Später zu Coblenz	1000 "
Fräulein Emilie Wiesmann zu Coblenz	1000 "
Wasserbauinspektor Höch, Washington (für Einrichtung einer Bäckerei)	1000 "
Geh. Kommerzienrat Freiherr von Stumm zu Schloß Halberg bei St. Johann a. d. Saar	1000 "
Frau Geh. Kommerzienrat Henschel zu Cassel	500 "
Kommerzienrat Ab. Lange zu Auerhammer bei Aue i. Sachsen	500 "
Rentler Christian Jay in Leipzig	500 "
A. Adermann-Teubner in Leipzig	500 "
Mehrere sonstige Schenkungen	2500 "
sind in letzter Zeit nachstehende hinzugekommen:	
Gutsbesitzer A. von Osteroth zu Coblenz	1000 "
Norddeutscher Lloyd, Bremen	1000 "
Graf Armin Muskau Muskau	400 "
Fabrikbesitzer Th. Bienert, Dresden-Plauen	500 "
Fabrikbesitzer Erwin Bienert	500 "
Vermächtnis des verstorbenen Adolf Gumprecht in Leipzig	500 "
Kommerzienrat Karl Röchling, Saarbrücken	1000 "
Aachen-Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft Aachen	1000 "
Baurat Hoffmann, Siegersdorf i. Schl. 1 Feldbahn mit 3 Wagen und 120 Rollen Dachpappe. Oberleutnant Trost, Köln 1 Stereoskopapparat. Felten u. Guilleaume, Mühlheim a. Rh. 1 Gartenzaun. Fabrikbesitzer E. Feldhoff Langenburg 1 Wagenpferd. Auch ist uns von der Motorfahrzeug- und Motorenfabrik Berlin A. G. eine Spiritus-Locomotive in Aussicht gestellt.	

Nachrichten aus Wilhelmshof.

a.) **Schülerverzeichnis des Wintersemesters 1900/1901.**

- a. Name, b. Heimat, c. Ein abbes Vaters, d. Alter, e. Bekenntnis, f. Schulbildung
g. Bisheriger Beruf, h. Eintritt, i. Bildungsziel.
1. a. Bode, Wilhelm, b. Walroth, c. Pfarrer, d. 25 Jahre, e. evang., f. Gymnasium und Technikum, g. Techniker, h. 27./4. 1900, i. Pflanze.
 2. a. von Bodeker, Walther, b. Gemiren, c. Gutspächter, d. 18 $\frac{1}{2}$ Jahre, e. evang., f. Realgymnasium, g. Techniker=volontär, h. 27./4. 1900, i. Landwirt.
 3. a. Buchholz, Georg, b. Bremen, c. Rentner, d. 19 Jahre, e. evang., f. Realschule, g. Schüler, h. 25./5. 1900, i. Pflanze.
 4. a. Buchmann, Hans, b. Ludwigsdorf, c. Pfarrer, d. 19 $\frac{1}{2}$ Jahre, e. evang., f. Gymnasium, g. Schüler, h. 27./4. 1900, i. Pflanze.
 5. a. Calov, Richard, b. Hohenlimburg, c. Postdirektor, Hauptmann a. D. †, d. 17 Jahre, e. evang., f. Realschule, g. Schüler, h. 27./4. 1900, i. Pflanze.
 6. a. Cramer, Ulrich, b. Minteln, c. Baurat †, d. 18 Jahre, e. evang., f. Gymnasium, g. Schüler, h. 11./10. 1899, i. Pflanze.
 7. a. Curik, Walther, b. Liegnitz, c. Erster Staatsanwalt, d. 22 $\frac{1}{2}$ Jahre, e. evang., f. Gymnasium und Universität, g. Student, h. 27./4. 1900, ausgeschieden.
 8. a. Feubel, Karl, b. Wiesbaden, c. Rentner †, d. 19 Jahre, e. evang., f. Oberrealschule, g. Landwirt, h. 23./11. 1900, i. Pflanze.
 9. a. Funke, Alwin, b. Potsdam, c. Professor, d. 19 Jahre, e. evang., f. Realschule, g. Landwirt, h. 23./10. 1899, i. Landwirt.
 10. a. von Gerßdorff, Günther Freiherr, b. Düsseldorf, c. Generalagent, d. 21 $\frac{1}{2}$ Jahre, e. evang., f. Gymnasium, g. Schüler, h. 3./5. 1899, i. Pflanze.
 11. a. von Girardiz zu Kastell und Limpurg, Runo Freiherr, b. Kastatt i. B., c. Forstmeister †, d. 24. Jahre, e. fath., f. Gymnasium und Polytechnikum, g. Student, h. 2./3. 1900. Verstorben.
 12. a. Hartkopf, Friedrich, b. Bergedorf, c. Lehrer, d. 21 Jahre, e. evang., f. Stadtschule, g. Gärtner, h. 27./4. 1900, i. Pflanze.
 13. a. Hartmann, Hans, b. Hamburg, c. Kgl. Belgischer Consul, d. 19 Jahre, e. evang., f. Gymnasium, g. Schüler, h. 7./10. 1899, i. Pflanze.
 14. a. Hartwig, Hermann, b. Frankfurt a. M., c. Geh. Reg.=Rat, Gymnasialdirektor, d. 19 Jahre, e. evang., f. Realschule, g. Schüler, h. 27./4. 1900, i. Pflanze.
 15. a. Hed, Adolf, b. Schlüchtern, c. Superintendent †, d. 24 $\frac{1}{2}$ Jahr, e. evang., f. Gymnasium, g. Kaufmann und Plantagen=beamter i. Mexico, h. 10./10. 1900, i. Pflanze.
 16. a. Hengstenberg, Hermann, b. Vissa i. P., c. Professor, d. 19 Jahre, e. evang., f. Gymnasium, g. Schüler, h. 27./4. 1900, i. Pflanze.

17. a. Hörfner, Georg, b. Bockwa i S., c. Ingenieur, d. 25 Jahre, e. evang., f. Gymnasium und Handelslehranstalt, g. Kaufmann, h. 1./12. 1899, i. Landwirt.
18. a. Hoffmann, Robert, b. Bertelsdorf i. Schles., c. Gutsbesitzer †, d. 23 Jahre, e. evang., f. Gymnasium, g. Landwirt, h. 16./10. 1900, i. Landwirt.
19. a. König, Fritz, b. Wunsiedel, c. Braumeister †, d. 19 Jahre, e. evang., f. Realschule, g. Schüler, h. 7. 10. 1899, i. Pflanze.
20. a. Köster, Hans, b. Nürnberg, c. Hauptmann a. D., d. 21 Jahre, e. evang., f. Gymnasium, g. Schüler, h. 1./11. 1900, ausgeschieden.
21. a. Lindenberg, Emanuel, b. Lübeck, c. Hauptpastor, d. 19½ Jahre, e. evang., f. Gymnasium, g. Schüler, h. 7./10. 1899, i. Pflanze.
22. a. Ossmann, Hans, b. Loischwitz, c. Oesterr. Consul †, d. 19 Jahre, e. evang., f. Fürstenschule, g. Landwirt, h. 27. 4. 1900 i. Landwirt.
23. a. de Blocq van Scheltinga, Daniel, b. Haarlem, c. Pfarrer, d. 17 Jahre, e. evang., f. Bürgerschule, g. Schüler, h. 27./4. 1900, i. Pflanze.
24. a. Schön, Walther, b. Breslau, c. Hofphotograph †, d. 18, Jahre, e. evang., f. Höhere Bürgerschule, g. Kaufmann, h. 1./5. 1899, i. Pflanze.
25. a. von Schönermark, Harry, b. Berlin, c. Hauptmann a. D., d. 19½ Jahre, e. evang., f. Realgymnasium und Kadettenanstalt, g. Kadett, h. 1./7. 1900, i. Pflanze.
26. a. Seher, Emil, b. Herne, c. Kaufmann, d. 19 Jahre, e. evang., f. Realschule, g. Kaufmann, h. 16./10. 1900, i. Pflanze.
27. a. Stachelhausen, Friedrich, b. Barmen, c. Sanitätsrat, d. 19½ Jahre, e. evang., f. Realschule, g. Schüler, h. 27./4. 1900, i. Pflanze.
28. a. Stock, Julius, b. Altena i. W., c. Amtsgerichtsrat, d. 19 Jahre, e. evang., f. Progymnasium, g. Schüler, h. 1./5. 1899, i. Pflanze.
29. a. Stoll, Conrad, b. Tübingen, c. Pfarrer †, d. 22½ Jahre, e. evang., f. Oberrealschule, g. Kaufmann, h. 1./5. 1899, i. Pflanze.
30. a. Wenzel, Ernst, b. Lengensfeld, c. Fabrikbesitzer, d. 20 Jahre, e. evang., f. Realgymnasium, g. Schüler, h. 4./5. 1899.
31. a. Werner, Walther, b. Cassel, c. Landwirth †, d. 17 Jahr, e. evang., f. Realschule, g. Techniker-volontär, h. 16./10. 1900, i. Pflanze.
32. a. Wöhrle, Eugen, b. Baden-Baden, c. Maschinenmeister †, d. 18 Jahre, e. evang., f. Gymnasium, g. Schüler, h. 1./8. 1899, i. Pflanze.

33. a. Wolff, Hermann, b. Herbsleben, c. Güterdirector, d. 23 $\frac{1}{2}$ Jahre, e. evang., f. Realschule g. Landwirt, h. 10./10. 1900, i. Pflanze.
34. a. Zippert, Walther, b. Dresden, c. Arzt † d. 21 Jahr, e. evang., f. Gymnasium, g. Kaufmann, h. 10./10. 1900, i. Pflanze.

b. Vorlesungs und Unterrichtsverzeichnis

der
Deutschen Kolonialschule „Wilhelmshof“
zu Wismar.

Winterhalbjahr 1900/1901.

I. Allgemeines. 1. Völkerkunde, zweiter spezieller Theil: Direktor Fabarius. 2. Religionsgeschichte, zweiter Theil Buddhismus, Islam, Christenthum: Direktor Fabarius. 3. Wirtschaftliche Ausbreitung der Menschen über die Erde: Direktor Fabarius. 4. Technische Chemie für Tropenpflanzen: Dr. Spieker. 5. Pflanzenphysiologie und Drogenkunde: Dr. Spieker. 6. Mineralogie: G. B. R. Professor Dr. von Könen, Göttingen. 7. Tierheilkunde: G. M. R. Professor Dr. Esser, Göttingen. 8. Tropengesundheitslehre: Dr. Menze. 9. Koloniale Agrarpolitik: Dr. Aldinger.

II. Landwirtschaft. 1. Pflanzen-, Klima- und Bodenlehre mit besonderer Berücksichtigung der Tropen und Subtropen: Professor Dr. Fesca. 2. Tierische Ernährungs- und Züchtungslehre mit besonderer Berücksichtigung der Haustiere der Tropen und Subtropen: Professor Dr. Fesca. 3. Wein- und Gemüsebau: Gartenmeister Sonnenberg. 4. Forstwirtschaft: Oberforstmeister Weise, Direktor der Forstakademie Münden. 5. Buchführung: Buchhalter Meyran.

III. Tropisches. (siehe unter II, 2 und 3.)

IV. Kulturtechnik und Handwerke. 1. Allgemeine Baukunde, Wasser-, Straßen- und Bahnbauten mit Planzeichnungen, praktischen Übungen und Gewerbelehre: Ingenieur Freiherr Schilling von Cannstatt, und unter dessen Leitung praktische Arbeit in 2. Schmiederei Meister Bornemann, 3. Schlosserei, Meister Trautvetter, 4. Wagnerei Meister Hartung, 5. Tischlerei, Meister Voigt, 6. Zimmerei, Meister Fischer, 7. Sattlerei, Meister Jaeger, 8. Mauerei, 9. Klempnerei, Meister Salzmann, 10. Bootsbau, Meister Hinske.

V. Leibesübungen. Turnen und Fechten: Dr. Aldinger, Reiten: Rechn.-R. von Wellenthin, Schießen: Förster Krefz.

c.) Stundenplan für das Winterhalbjahr 1900|1901

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonabend
8—9 Uhr	Gartenmeister Sonnenberg	Dr. Spieder.	Dr. Spieder.	Dr. Spieder.	Dr. Spieder.	Gartenmeister Sonnenberg
9—10 "	Direktor Fabarius.	Direktor Fabarius.	Oberforstm. Weise	Dr. Menje.	Direktor Fabarius.	Buchhalter Manran.
10—11 "	Professor Dr. Fešca.	Professor Dr. Fešca.	Professor Dr. Fešca.	Professor Dr. Fešca.	Professor Dr. Fešca.	Professor Dr. Fešca.
11—12 "	Dr. Spieder.	Freiherr v. Schilling.	Geb. B. R. Prof Dr. v. Roenen Geb. M. R. Prof. Dr. Effer.	Direktor Fabarius.	Dr. Aldinger.	Dr. Spieder.
1 ¹ / ₂ —2 "	} Technik. Landwirtschaft. Laboratorium. Garten	} Technik. Landwirtschaft. Laboratorium. Garten.	} Ausflüge u. s. w.	} Technik. Landwirtschaft. Laboratorium. Garten.	} Technik. Landwirtschaft. Laboratorium. Garten.	} Hof etc. Dienst. Turnen, Reiten, Fechten etc
2—3 "						
3—4 ¹ / ₂ "						
4 ¹ / ₂ —5 "	} Studierzeit Privatstunden. Reiten u. s. w.	} Studierzeit. Privatstunden. Reiten u. s. w.	}	} Studierzeit. Privatstunden. Reiten u. s. w.	} Studierzeit. Privatstunden. Reiten u. s. w.	} frei.
5—6 "						
6—7 "						

Anm. 1. Außerdem müssen die Schüler, wechselnd in Gruppen zu je drei, tägliche Arbeiten in Feld, Garten und Stallungen verrichten,
2. Zu Sprachübungen wird Gelegenheit geboten durch Privatunterricht.

d. Adressen der bereits ausgereisten Kameraden.

1. a. Bachmann, Hermann, b. Hersfeld, c. Rektor
d. 25 Jahr, e. evang., f. Seminar, g. Lehrer und Landwirt,
h. 1./5. 1899.
Adresse: Bibundi-Plantagen-Ges. Bibundi, Kamerun.
2. a. Bicker Caarten, Thomas, b. Rotterdam, c. Kaufmann,
d. 20 $\frac{1}{2}$ Jahr, e. evang., f. Realschule, g. Kaufmann
und Landwirt, h. 1./5. 1899.
Adresse: (Fernando=Po), Maastricht, Holland, Bassin 19.
3. a. Chappuis, Alphons, b. St. Imier i. d. Schweiz,
c. Versicherungsbeamter †, d. 22 Jahr, e. evang., f. Handels-
schule, g. Student, h. 1./5. 1889.
Adresse: Samana i. San Domingo.
4. a. Consten, Hermann, b. Aachen, c. Brauereibesitzer,
d. 22 $\frac{1}{2}$ Jahr, e. katholisch, f. Hochschule, g. Architekt, h. 1./5.
1900.
Adresse: Rhein. Handei-Plant.=Ges., Ngambo, Westusambara:
5. a. Hamel Paul, b. Gohfelden Bez. Marburg, c. Pfarrer,
d. 20 $\frac{1}{2}$ Jahr, e. evang. f. Gymnasium, g. Schüler, h. 15./5.
1899.
Adresse: bei Herrn Goebel, Darlington, Kapkolonie.
6. a. Linder, Fritz, b. Ungstein, c. Landwirt, d. 25 $\frac{1}{2}$
Jahre, e. evang., f. Bürgerschule, g. Schüler, h. 1./5. 1899.
Adresse: (Perrot u. Co.) Lindi, Deutsch-Ostafrika.
7. a. Meyer, Wilhelm, b. Frankfurt a. M., c. Direktor, †
d. 25 Jahre, e. evang., f. Realschule, g. Gärtner, h. 7./10. 1899.
Adresse: Samoa.
8. a. Mandel, Wilhelm, b. Antwerpen, c. Kaufmann,
d. 25 Jahr, e. evang., f. Universität und Landwirtschaftliche
Akademie, g. Landwirt (Argentinien), h. 1./5. 1899.
Adresse: Caracas Venezuela Apartado 390.
9. Spemann, Adolf, b. Karlsruhe i. B., c. Bürgermeister †,
d. 21 $\frac{1}{2}$ Jahr, e. evang. f. Höhere Bürgerschule, g. Gärtner,
h. 14./5. 1899.
Adresse: West.-afrik. Pflanzungs-Ges. N'bamba, Kamerun.
10. a. Thomas, Henri, b. Haag i. Holl., c. Kapitän a. D.,
d. 20 Jahr, e. evang., f. Ober-Realschule, g. Landwirt,
h. 27./4. 1900.
Adresse: Haag, Holland, Königin Emma-Strade Nr. 99.
Vom Januar an: Sumatra.
11. a. Thomas, Johann, b. Haag i. Holl. c. Kapitän a. D.,
d. 21 Jahr, e. evang., f. Ober-Realschule, g. Landwirt,
h. 14./5. 1899.
Adresse: Sumatra.
12. a. Uhl, Carl, b. Frankfurt a. M., c. Rentner, d. 23 $\frac{1}{2}$
Jahre, e. evang., f. Realschule, g. Landwirt, h. 7./10. 1899.
Adresse: Samoa.

13. a. Weise, Paul, b. Berlin, c. Lehrer, d. 23 Jahr, e. evang.,
f. Höhere Bürgerschule, g. Kaufmann, h. 1./5. 1899.
Adresse: Deutsch-Ostafrikanische Pflanzungsgesellschaft, Balan-
gai, Westusambara.
14. a. Willi, Robert, b. Bern, c. Chef des Handelsdepartements
des Auswärtigen, † d. 24 Jahre, e. evang. f. Realschule, g.
Tabakspflanzer auf Martinique, h. 7./10. 1899.
Adresse: Sholto Douglas'sche Verwaltung, Tafie, Togo.
15. a. Frank, Eugen, b. Stuttgart, c. Postmeister, † d. 20
Jahre, e. evang., f. Realschule, g. Landwirt, h. 8./7. 1899.
Adresse: (Südwestafrika) z. 3. Stuttgart, Wilhemsstraße 9.

*) a. Name, b. Heimat, c. Stand des Vaters, d. Alter, e. Bekenntnis
Schulbildung, g. Bisheriger Beruf, h. Eintritt.





Unterschiedsgebäude

Nachrichten aus dem Kameradenkreise.

a.) Fortsetzung des Briefes unseres Kameraden Bachmann.

Lebe wohl, Madeira, mit deinen süßen Freuden, deinen grünen Bergen, deinen dunklen Wäldern und deinem guten Weine, lebe wohl! Die Lichter blinken grüßend herüber, der Dampfer dreht sich, sendet seinen heulenden Gruß noch einmal zur Stadt hinüber, und das Echo antwortet aus den Bergen, dann beginnt wieder das Stampfen und Stöhnen der Maschine, und langsam entschwinden die leuchtenden Punkte, es ist als ob sie es wären, die zurückweichen, so ruhig und gleichmäßig gleitet der Dampfer durch die glatte See, in der sich die glitzernden Sterne spiegeln. —

Funchal liegt zurück; Nacht umgiebt das Schiff, das nun mit vollem Dampf zum Süden eilt. Das Deck wird schnell leer; der Kohlenstaub treibt die Passagiere in den dumpfen Salon, und bald wirds auch dort ruhig, man sucht sein enges, schmales Lager auf und träumt von Madeira, von der Zukunft, wer weiß, wovon noch mehr.

Nun wieder eine Woche ununterbrochener Fahrt; ein Tag vergeht wie der andere; man schläft, ißt sein unvermeidliches Beefsteak, mancher ißt's auch nicht, je nachdem er mit seinem Wagen auf mehr oder weniger günstigem Fuße lebt, sieht dem Schiffsjungen mit großer Befriedigung zu, wenn er seine Gläser schlägt, kurzum, ein jeder sucht seine Zeit möglichst schnell totzuschlagen. Dicke, dicke Tagebücher werden geführt, als ob man wer weiß was für interessante Dinge erleben müsse, wenn man nach Afrika kommt; Briefe von unermesslicher Seitenzahl werden geschrieben; selbst Leute, die sich sonst kaum als Helden der Feder fühlen, sind versucht, hier mal einen höheren Flug zu wagen. Woher kommt dies? Nun, „wenn einer eine Reise thut“

„Diese unleidlichen Kohlen!“ „Solch eine Wirthschaft!“ „Das hält ja kein Mensch aus!“ Das ist's was man am zweiten Tage der Abfahrt von Madeira aus jedem Munde zu hören bekommt. Zu verwundern ist's ja gerade nicht, wenn sich manch einer aufregt; das ganze Vorderdeck ist mit Kohlen angefüllt, die Briefe kommt von vorn und weht unendlichen schwarzen Staub über alles unbarmherzig hin; die weißen Anzüge, die allmählich aufgetaucht sind, verschwinden sehr schnell wieder, denn es soll nicht sehr angenehm sein, mit weißer Vorder- und schwarzer Rückseite herumzulaufen, dies wird selbst dem preußischsten Preußen zu preußisch.

Der Kapitän hat für alle Klagen über dies Uebel nur ein mitleidiges Lächeln und Kopfschütteln; man muß sich eben ins Unvermeidliche fügen und sich am Tage einige Male mehr waschen als sonst; glücklich ist der, den solche Kleinigkeiten nicht anfechten, und der trotz Kohlenstaubes, schwarzer Hände, großer Hitze und etwas Seekrankheit unverändert seinen Gleichmut behält.

Alles nimmt ein Ende; auch die Fahrt von Madeira nach dem afrikanischen Festland. Beim schönsten Regen kamen wir nach einer Woche Fahrt in Monrovia an. Es war Abend; wir lagen draußen auf der Rheede; der Anker war kaum gefallen, als auch der Regen nachließ. Drüben am Festlande erblickte man einige Lichter, sonst tiefe dunkle Nacht, der Himmel voll Wolken, leises Tropfen des Regens auf das Sonnensegel, sonst Stille, völlige Stille; wie sie wohl thut nach solcher Fahrt mit all dem Lärm, der vom Maschinenraum heraufdringt. Wäre man für eine Stunde den eigenartigen Schiffsgeruch los, man könnte sich fast glücklich fühlen. Lange blieb man an diesem Abend an Deck, der Wind war so warm, man fühlte sich so wohl, sah hinüber, wo sich das Land in einer dunklen Linie abhob und suchte etwas Näheres zu erkennen, wenn ausgedehnte Flächenblitze wetterleuchtend den Horizont für Sekunden erhellten.

Zwei der Lichter dort schienen sich zu bewegen, man stritt lange darüber, schließlich hieß es, „ein Dampfer, er läuft aus dem Hafen!“ Ungläubiges Kopfschütteln bei den einen, lebhaftes Bejahen bei anderen, und in der That, die Lichter kamen näher und näher; ein Dampfer ist's, gaben nun auch die Ungläubigen zu, er war sehr nahe herangekommen. Plötzlich leuchtete ein grelles Signalf Feuer auf, die Dampfpfeife heult; bei uns ertönt die grelle Pfeife des Kapitäns, Kommandorufe erschallen und zischend und fauchend fährt der Dampf in das Nebelhorn, ein unklares Gewirr aller möglichen Töne erklingt, dann erschallt der nervenaufregende Ton über das Wasser, das grüne Kompagniefeuer leuchtet auch von unserm Bord zum Schwester Schiff hinüber, das der fernen Heimat zustrebt.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch lichtete die „Mine“ die Anker und mit halber Kraft ging's hinein in den Hafen von Monrovia. Es regnete in Strömen; der Kapitän und die Offiziere standen in langen Regenmänteln auf der Kommandobrücke; an den bloßen Füßen trugen sie Holzpantinen, aus denen das Wasser schnell wieder abließ. Die Matrosen hatten sich ins Delzeug geworfen, und der Südwestler gab ihnen ein recht interessantes Aussehen. So standen sie am klaren Anker, der Bootsmann lud die kleine Signalkanone, und langsam dampfte das Schiff in das Hafenbecken hinein.

„Fall Anker! Schött de Kanon los!“ erscholl das Kommando von der Brücke; und während der Anker hernieder-rasselte und der Schuß über die Wasserfläche dröhnte, sah einer von uns den andern erstaunt und mit kaum verhaltenem Lachen an. „Haben Sie das Kommando verstanden?“ „Sie haben's nun gehört?“ antwortete der Gefragte, der die Reise schon einmal gemacht hatte, und wir lachten und lachten trotz des vielen Regens über dies schöne „Schött de Kanon los!“ Nun, wir sollten noch öfter Gelegenheit haben, uns darüber zu freuen.

Die „Mline“ schaukelte ruhig vor dem Anker und der Kapitän ging befriedigt in seine Kajüte. Nach einiger Zeit kam er wieder zurück, jetzt ohne Regenmantel: „Die schwarzen Herren scheinen den Regen zu fürchten, es läßt sich keiner von ihnen blicken!“ brummte er vor sich hin. Er hätte es sicher in seinen Bart gebrummt, wenn er einen gehabt hätte, so haben wir's denn gehört, was sein Herz bewegte und daran war nur der Bart schuld, den er nicht hatte.

Die „schwarzen Herren“ sollten und mußten aber kommen, da sie dem Regen nun nicht nachgaben, so war dieser eben der Klügere und stellte seine Thätigkeit ein, jedenfalls nur der Schwarzen wegen; sicher ist aber, daß er uns damit einen großen Gefallen gethan.

Acht Uhr war's, als es am Strande lebendig wurde. Bald erschien ein Boot mit der Flagge des nobelen Negerfreistaates, deren Farben allerdings nur mit einiger Mühe festzustellen waren; man sah noch einige Sterne darin, sonst war's ein schmukiger Lappen, der ebenso wenig Vertrauen erweckte wie die Insassen des Bootes, die Kuderer sowohl, wie auch der Postbeamte in seiner Mühe, die sicherlich früher mal das Haupt irgend eines Pferdebahnkutschers geschützt hatte und nun von dem Schicksal dazu erkoren war, den Schädel dieses Schwarzen vor den Strahlen der afrikanischen Sonne und den Fluten der tropischen Regengüsse zu schirmen.

Wir waren noch recht damit beschäftigt, diese ersten Vertreter Afrikas zu mustern, als der Dampfer plötzlich von einer Anzahl langer aber äußerst schmaler Kanoes umgeben war. Bis zum Umfallen waren sie mit Schwarzen vollgepropft, die ihre Nabelsgelichten in Kisten und Kasten, Matten und Lappen zusammengepackt hatten und um die Wette bemüht waren, alles heil und trocken an Bord zu bringen. Trocken, soweit es nicht schon im Boot naß geworden war, denn obgleich zum mindesten beständig ein Junge sehr geschickt mit den bloßen Händen das Wasser ausschöpfte, saßen die guten Leute doch ein beträchtlich Theil im Nassen; doch schienen sie sich wenig daraus zu machen, denn als man wieder ein Geldstück, um das sie baten, ins Wasser warf, sprangen sie in vollen Kleidern nach! In vollen Kleidern sage ich, ja diese Kleider! — Doch die ganze Gesellschaft ist ja schon an Deck und thut dort ganz, als ob sie zu Hause wäre; da haben wir ja reichlich Gelegenheit, sie recht genau zu besehen.

Stramme Kerls sind's, das muß man ihnen lassen; aber diese lächerliche Kleidung! es dauert lange, bis man sich an diesen Anblick gewöhnt und man mit ihnen reden kann, ohne über das interessante Neußere zu lachen,

Hier kommt einer mit einem bunten Tuch um die Hüften und trägt mit unendlichem Stolz eine Weste, die er natürlich verkehrt angezogen hat, denn die Schnalle sitzt ihm im Nacken und

die Taschen sehen nach unten. Dort läuft einer in einem langen blauen Hemde umher, auf dem Kopf hat er einen großen Schutztrüppler mit aufgeschlagener Krempe. Jetzt klettert einer gerade über die Keeling in Frack und weißen Hosen, eine bunte Fäshingsmütze auf dem Kopf. Dort plagen sich zwei mit einer großen schweren Kiste herum, sie scheinen gerade von der Wettfahrt des Hamburger Ruderklubs gekommen zu sein, die rot und weiß gestreiften Trikots lassen wenigstens darauf schließen; allerdings wird man wieder etwas zweifelhaft in seiner Vermutung, wenn man die alten preussischen Jägermützen sieht, die ihre edlen Häupter zieren. Dort der Junge, ein Brachtkerl, der einem mit seinen weißen Zähnen so freundlich angrinst, hat nur ein Taschentuch um seine Blöße zu decken, aber an den Füßen trägt er ein paar große Schuhe, die wegen ihrer Größe für'ne arme Familie ausreichen, doch es ist nicht seine einzige Habe, seine Brust schmückt eine knallrote Kravatte und auf dem Lockenkopfe trägt er — einen Strumpf. Erfinden Sie die drastischste Robe und kommen Sie dann nach Afrika, Sie werden blutige Thränen weinen, wenn Sie das, was Sie für neu hielten, hier als schon langdagewesen finden. Denn kann's etwas originelleres geben, als einen Menschen im Rock eines Königsulanen und in roter Badehose? Wohl kaum! —

So geht ein lustiges Treiben oben an Deck an; ein Höllenlärm; glaubt denn jeder von dieser Gesellschaft, er sei allein zu Hause, es sieht wirklich so aus; doch halt, da setzt man ihnen ja recht handgreiflich auseinander, daß dem nicht so ist, und sie scheinen diese Sprache zu verstehen, die der erste Steuermann mit ihnen redet.

Außenbords herrscht auch noch reges Leben; in den langen Kanoes sind nur wenige Schwarze zurückgeblieben, sie suchen erst noch etwas „Altes“ zu bekommen, ehe sie an Land zurückfahren; nun mancher hat ein weiches Herz gefunden, das sich von einem alten Rock oder Beinkleid getrennt hat, die andern nehmen ihr Mißgeschick nicht allzu tragisch und fahren mit den Glücklichen um die Wette zum Lande hin, das inzwischen seinen Nebel- und Dunstschleier abgezogen hat und uns nun mit seinem fetten Grün, dem grellleuchtenden Sande des Strandes und den blinkenden Dächern der Stadt freundlich entgegenlacht.

Doch was ist das auf dem Meere? Recht nahe am Strande ragt es heraus wie zwei Schiffsmasten. Die Gläser richten sich auf die zwei Stellen und bestätigen die Vermutung. Es ist das Wrack eines Liberianischen Kanonenboots, das dort auf den Sand gelaufen und nicht wieder flott geworden ist. Ob dem schwarzen Freistaat Gedanken an Beherrschung des Weltmeeres gekommen, als er sich in die Unkosten der Beschaffung dieses Schiffes gestürzt? Quen sabe? Wer weiß? — Nun liegt's da, verlassen, vergessen, wie ein schöner Gedanke, der der Welt verloren gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

b.) 2. Brief des Kameraden Paul Weise.

Balangai, 4. Oktober 1900.

Hochverehrter Herr Direktor!

Erst heute komme ich dazu, Ihnen die Fortsetzung meines *) ersten Briefes zu liefern.

In diesem hatte ich Ihnen meine Herreise bis Tanga geschildert. Ich will mir nun Mühe geben, Ihnen auch meinen Marsch von Tanga bis Balangai und auch meine Arbeit, die ich hier zu thun habe, möglichst genau zu beschreiben.

Nachdem ich in Tanga einen Tag gerastet hatte, um mich zu erholen, brach ich, es war an einem Sonnabend, auf. Zunächst fuhr ich von Tanga bis Muhesa mit der Eisenbahn. Hier in Muhesa übernachtete ich. Muhesa selbst ist ein ziemlich öder Ort. Es sind 3 Europäer ansässig. Der Bahnhofsvorsteher, 1 Krankenpfleger und ein Kaufmann. An letzteren hatte ich auch ein Schreiben mit, damit er mir Träger und Führer besorge.

Am Sonntag früh trat ich meinen Marsch an. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich mich unter den 5 Mann, die mein Gepäck beförderten, besonders wohl fühlte, allzumal ich nicht die Bohne Suaheli kannte. Im tiefsten Schweigen zogen wir dahin. Ab und zu versuchte wohl einmal einer ein Gespräch mit mir zu beginnen, aber bald mußte er es einstellen, da er merkte, daß seine Erzählungen für mich böhmische Dörfer waren. Er teilte alsdann den andern mit (Banna rikia habana) — (der Herr versteht nicht), worauf die ganze Bande in ein diebisches Gelächter ausbrach, in das ich, gute Miene zum bösen Spiel machend, einfach mit einstimmte. Wir marschierten Berg auf, Berg ab, durch Flüsse und Sümpfe im gleichen Tempo. Begegneten wir einem Schwarzen, so machte er ehrerbietig Halt und wartete, bis wir vorbeipassirt waren, mir (Banna jambo) einen guten Tag wünschend. Nach achttündigem Marsch, nur unterbrochen durch eine 1 stündige Rast, wo ich etwas aß, hatten wir glücklich Bottere erreicht, wo sich ein Rasthaus befindet. In diesem übernachtete ich nun, nachdem ich vorher noch zu Nacht gegessen hatte. Nächsten Tages in der Frühe ging's alsdann weiter. Der gestrige Tag war gegen den heutigen reines Kinderpiel gewesen. Zunächst ging's durch Urwald. Die Straße (barra barra) war gerade so breit, daß man eben gehen konnte, wenn man nicht allzusehr Anforderungen an seine Bewegungsfreiheit stellte. Berge rauf, Berge runter, und was für Berge. Alle hatten mindestens eine Höhe von 800—900 m. Um Mittag herum kamen wir an einen Fluß (Lueng'ra). Hüflös schaute ich mich nach einer Brücke um, da sich aber keine vorfand, so mußte ich mich wohl oder übel entschließen ebenso wie meine Träger hindurch zu laufen. Das Wasser ging mir bis an die Hüften. Na ich habe auch dieses

*) Ann. Brief 1 ist leider nicht eingegangen

überstanden. Wir rasteten eine kurze Zeit, damit meine nassen Kleider in der Sonne trockneten. Hier nun sah ich auch einmal wieder einen Europäer, es war der Ingenieur der Eisenbahn, der die Aufgabe hatte, die Strecken zu vermessen, da die Bahn bis Korogwe weitergeführt werden soll. Dieser lud mich sofort ein, bei ihm zu essen und zu übernachten, was ich auch dankbar annahm, da ich ebenfalls nach Korogwe mußte. Nachdem wir einen recht vergnügten Abend verbracht hatten, wobei ich ihm viel von der Heimat erzählen mußte, er war nämlich schon 10 Jahre draußen in der Welt umhergestreift, legten wir uns schlafen, um neue Kräfte für den nächsten Tag zu sammeln, wo ich zwölf Stunden zu marschieren hatte. Nach recht herzlichem Abschied am nächsten Morgen gings wiederum weiter. Zwar nicht durch Urwald und Berg auf, Berg ab, aber jetzt durch Steppe, wo ich die Gewalt der tropischen Sonne kennen lernte. Mittag langte ich in Waschemsi, einem kleinen Negerdörfchen an. Ich wollte hier rasten, um etwas Essen einzunehmen. Im Handumdrehen war die ganze Einwohnerschaft um mich versammelt, um den Mumgu-Europäer anzustarren. Auch der dortige Jumbo-Häuptling ließ es sich nicht nehmen, mir persönlich seine Aufmerksamkeit zu machen. Natürlich wollte er weiter nichts als etwas geschenkt haben. Die Unterhaltung mit diesem würdigen Herrn war eine äußerst originelle; denn er hatte ja bald gemerkt, daß ich kein Suhabeli konnte. Wir gingen zur Zeichensprache über, und bald hatte ich herausgefunden, was er eigentlich wollte. Cigaretten waren es, nach denen sich sein Herz sehnte. Nun dieser Not konnte ich abhelfen. Ich schenkte ihm ein ganzes Paket, als Revanche wollte er mir durchaus eine Ziege schenken, da ich aber genug Proviant mit hatte, so weigerte ich mich standhaft, sie zu nehmen. Schließlich wie er sah, daß ich die Ziege (busi) nicht nehmen wollte, brachte er mir ein Huhn (beku), na und dieses nahm ich denn auch, damit ich diesen würdigen König nicht etwa durch meine Weigerung beleidige. Das Huhn wanderte den auch sogleich in den Kochtopf.

Mit dem Essen fertig, zog ich dann weiter, der Jumbo mit. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, mich ein Stück Weges zu begleiten.

Jetzt bekam ich auch gute Straße, denn ich befand mich auf dem Wege nach Sakarre. Sakarre, eine Kaffeepflanzung, war aussersehen zur heutigen Nachtruhe. Die Straße ist für afrikanische Verhältnisse und für die Schwierigkeiten, die sich bei der Anlage derselben boten, geradezu prachtvoll zu nennen. Sie soll auch später befahren werden. Diese schöne Straße wanderte ich nun ca 4 Stunden. Nach Ablauf dieser Zeit erreichte ich glücklich den Platz, wo der den Wegebau beaufsichtigende Assistent sein Heim aufgeschlagen hatte. Er bewillkommnete mich auf's allerherzlichste und lud mich ebenfalls ein, bei ihm zu schlafen und zu essen. Ich nahm auch diesmal dankend an. Die Gastfreundschaft steht in Afrika überhaupt großartig da.

Am nächsten Tage früh mußte ich weiter, trotz des vielen Zuredens des Assistenten, doch noch einen Tag dort zu verweilen. Ich war aber selbst zu neugierig meine neue Wirkungsstätte kennen zu lernen, als daß ich mich hätte halten lassen, ich zog also los und erreichte um Mittag das Ziel meiner Wünsche, das herrlich gelegene Balangai. Schon unterwegs hatte ich die Nähe desselben wahrnehmen können, denn die Wege waren alle mit dichtem Rauch gefüllt, dem Wahrzeichen, daß ich mich der Neuanlage einer Plantage näherte, wo die Stämme gefällt werden, um alsdann durch Feuer vollständig zerstört zu werden.

Nach Begrüßung des Leiters und einer am Abend folgenden kleinen Festlichkeit trat ich am anderen Tag meinen Dienst an, der im Wesentlichen allerdings nur darin bestand, erst einmal die ganze Plantage genau kennen zu lernen.

Wir sind zwei Assistenten hier und zwar ist mein College auch nur einen Monat länger hier wie ich.

Meine wesentlichste Arbeit besteht darin, sorgsam auf die Pflege der Saatbeete zu achten und Pflanzlöcher zu machen auf den von Bäumen gereinigten Terrains. Auch habe ich wohl hier und da noch die Aufgabe, Urwald zu fappen. Momentan sind wir beim Pflanzen selbst und haben jetzt ca. 70,000 Kaffeepflanzen im Boden. Wir hoffen, daß wir bis Ausgang des Jahres ca. 100,000 in der Erde haben werden. Was nun meine Bezahlung anbetrifft, so habe ich jetzt bereits 150 Rp. und kann man damit hier oben glänzend auskommen, ja man kann sogar mit Leichtigkeit 75—90 Rp. jeden Monat auf die Seite legen. Das Fleisch ist ja riesig billig. Ich will gleich noch einen Küchenzettel beifügen, zur Beruhigung derjenigen Gemüther, die am Essen etwas zu bemängeln hatten.

Erstes Frühstück	Thee und Brot
Zweites	„ Reis und Fleisch
Mittag	Reis und Fleisch
Abendessen	Fleisch und Reis

Wohl hier und da auch etwas Gemüse.

Dieses Essen ist aber unbedingt am bekömmlichsten. Das Hauptgetränk ist Thee.

Was nun die Klimaverhältnisse anbetrifft, so ist es hier oben überhaupt nur gegen Mittag zu merken, daß man sich in den Tropen befindet. Nachts sinkt die Temperatur häufig bis auf 6 Grad Celsius. Ich bin zufrieden, daß ich wenigstens meinen europäischen Anzug hier habe, denn Tropenzeug ständig zu tragen ist nur jetzt, wo wir uns dem Frühling, der heißesten Zeit, nähern, möglich. Ich habe auch bereits nach Hause geschrieben, mir meine ganze europäische Kleidung nachzusenden.

Leider kann ich jetzt nicht noch mehr mitteilen, wie ich gerne möchte. Ich werde aber in Kürze das Versäumte nachholen.

Mit herzlichem Gruß Ihr ergebener und dankbarer Schüler
Balangai Post Wilhelmsthal. Paul Weise

c.) 4. Brief des Kameraden Paul Weise.

Balangai, 12. Oktober 1900.

Hochverehrter Herr Direktor!

Da ich gerade wieder einmal ein wenig Zeit für mich übrig habe, so will ich nicht verfehlen auch sogleich die Fortsetzung meiner bisherigen Briefe zu senden. *)

Ich glaube, ich habe zuletzt von den klimatischen Verhältnissen gesprochen. Hier oben (ca. 1350 m hoch) ist es also fast völlig fieberfrei. Ganz scheint es nicht zu sein, denn ich habe neulich bereits einen Anfall gehabt. Er war zwar sehr leicht und hat in Folge dessen auch nichts zu bedeuten. Ich führe ihn darauf zurück, daß ich mehrere Tage im Urwald zu thun hatte, um Holz zu fällen. Außerdem regnete es auch verschiedentlich sehr heftig. Scheint nun die Sonne, so verwandelt sich das an der Oberfläche befindliche Wasser in Dampf und die alsdann aufsteigenden Dünste, speziell im Urwald, sind keineswegs gesund. Moskitos giebt es nicht hier, aber ein anderes sehr unangenehmes Insect, tausendmal ärger als alle Moskitos, nämlich den Sandfloh. Dieses liebe Tier hat die sehr unangenehme Eigenschaft, sich in die Fußsohle zwischen die Zehen und unter die Nägel einzubohren. Es legt alsdann Eier und erregt ein ganz fürchterliches Jucken und Brennen. Das Herausnehmen ist eine sehr schmerzhafteste Operation, doch haben die boys eine ganz fabelhafte Gewandtheit darin. Die Wunden, die entstehen, sind auch nicht allzulein, häufig haben die Eier, die sich in einer Haut befinden, schon die Größe einer kleinen Erbse erreicht. Bei den Negern kann man in dieser Beziehung ganz gräßliche Dinge sehen. Zu faul sie herauszumachen lassen sie sie einfach drin. Nun kriechen die Insecten aus, legen wieder Eier und so fort. Ja, es ist nicht übertrieben, wenn ich Ihnen schreibe, daß ich Neger gesehen habe, denen die Zehen thatächlich abgefressen waren.

Doch genug von diesem Scheußlichen. Ich will lieber die Schönheiten schildern, deren es, Gott sei Dank, so viele hier giebt, daß sie bei weitem das Häßliche überwiegen. Die Plantage ist in dem herrlichsten Gebirgsland gelegen. Kleine Gießbäche stürzen schäumend ihre schnellen Wasser von Stein zu Stein, umgeben sind sie von prächtigen Baumgruppen, unter denen die Banane unbedingt die erste Stelle verdient. So schön letztere auch ist und so gut ihre Früchte auch schmecken, ist sie für uns hier doch eine sehr unangenehme Beigabe. Wir würden viel Arbeit sparen, hätten wir sie nicht, denn sie ist fast nicht tot zu kriegen. Ueberall auf der Plantage, wo wir sie geschlagen haben, wuchert sie schon in kurzer Zeit wieder auf. Es bleibt uns alsdann nichts weiter übrig, als an der Stelle, wo sie besonders hindert, sie zu roden.

*) Num. Brief 3 ist ebenfalls nicht eingetroffen.

Wunderbare Baumfarme geben dem ganzen Landschaftsbild etwas ungemein anziehendes. Außerdem gedeiht auch ein prächtiger Blumenflor, der so manches Häßliche, durch seine üppige Pracht dem Auge verdeckt.

Aus dem Gebiete der Tierwelt ist nichts besonderes hervorzuheben. Vielleicht ein paar Nashornvögel und Affen, letztere stören durch ihr Geschrei in der Nacht einem häufig noch die Nachtruhe, die man nach des Tages Last und Mühe doch wahrhaftig nötig hat.

Wenn man so den ganzen Tag Berg auf Berg ab gestiegen ist und sich abends zur Ruhe begiebt, dann kommen diese elenden Viecher und vollführen einen derartigen Spectakel, daß man rasend werden könnte, aber man gewöhnt sich auch an dieses.

Kamerad Hörkner würde auf keinen Fall hier oben finden, was er zu finden hofft, denn Löwen und Leoparden verirren sich nur selten oder garnicht hier herauf. In der Ebene kann man sie allerdings brüllen hören. Er müßte alsdann wohl oder übel in der Ebene bleiben, um seine Jagdlust befriedigen zu können.

Schlangen giebt es in einer gesegneten Menge. Ich will nicht aufschneiden, aber 20 werden kaum ausreichen, die ich schon erschlagen habe. Sie sind meist kleiner Art, aber fast alle giftig, wie die Eingeborenen behaupten, die auch eine mörderische Angst vor ihnen haben. Bis jetzt ist mir nur ein größeres Exemplar begegnet. Es soll eine sogenannte Puffotter gewesen sein, ich kann es nicht beschwören. Auf dem Gebiete der Zoologie bin ich kein großes Licht. Hier müßte schon Kamerad Stoll kommen, um Aufklärung zu geben. Ich hatte schon die Absicht, alle diese Biester zu sammeln; da aber Spiritus hier sehr teuer ist und Petroleum, (wer lacht da!) mit dem ich Versuche machte, sie zu conservieren, nicht die richtige Wirkung hatte, mußte ich sie schon nach kurzer Zeit aus dem Hause werfen, damit ich mir nicht mein Heim verstäuferte, denn sie gingen in Verwesung über, so habe ich es zu meinem großen Leidwesen aufgeben müssen.

Ich bin da gerade bei meiner Wohnung angelangt und will nicht verfehlen sie zu schildern.

Ich muß immer mit zarter Wehmut an den Gartenschuppen denken, den ich mit bauen half. Es ist das reine Palais gegen meine jetzige Behausung. Es ist aber einmal nicht anders. Ich habe auf meinem Wege hierher noch viel elendere Behausungen gesehen. Außerdem fühle ich mich auch ganz wohl in ihr. Das Haus besteht zum Teil aus Brettern, Dachpappe und Palmblättern. Es ist so eine Mischung von europäischer und afrikanischer Kultur. In ihm befindet sich ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl. Doch halt, ich will nicht lügen. Es sind 2 Tische und 3 Stühle vorhanden. Eine wahrhaft fürstliche Möblierung. Das Essen und das Geschirre befindet sich in Kisten, die alle zu einem Schrant übereinander gestapelt sind. Gut ist es nur, daß es nicht hereinregnet.

Im übrigen kann man es auch nicht anders verlangen, denn die Plantage ist erst im Entstehen begriffen und die hiesigen Neger sind derartig schlappe Kerle, daß sie nicht im Stande sind, Bretter zu schneiden, um eventl. ein anderes Haus aufzuführen zu können. Unser Leiter hat auch früher, wie er hierher gekommen ist, keine andere Wohnung gehabt, ja er sagt sogar, seine erste Wohnung sei noch viel schlechter gewesen. Seine heutige läßt ja auch noch zu wünschen übrig.

Ich muß jetzt leider mitten aufhören, denn mein Postbote steht bereits da und kann ich ihn nicht warten lassen. Ich werde aber in der nächsten Woche die Fortsetzung liefern.

Viele Grüße an Sie und Ihre Frau Gemahlin nebst Kindern erlaubt sich zu senden

Ihr ergebener

P. Weise.

d.) Briefe des Kameraden Robert Willi.

Lome, 2. Oktober 1900.

Hochverehrter Herr Direktor!

Nach wunderschöner Fahrt sind wir vorgestern in Lome angekommen. Die Stadt Lome ist sehr hübsch gelegen, das Land und die Leute machen einen sehr guten Eindruck. Es herrscht hier eine Disziplin unter den Eingeborenen, die mich wahrlich überrascht hat. Bis jetzt ist alles viel besser als ich es erwartet habe.

Was das Klima anbelangt, so glaube ich nicht, daß es so ungesund ist, wie es verschrien. Die meisten Europäer trinken jedoch unglaublich viel Bier und andere alkoholische Getränke und deshalb verfallen sie so leicht dem Fieber.

Ich habe die liebevollste Aufnahme bei Herrn Missionar Oswald gefunden und werde noch zwei Tage bei ihm zu Besuch bleiben.

Meine Reise ins Innere wird vier Tage dauern, sie soll interessant sein, wenn es nicht zuviel regnet.

Sobald ich in Tassie sein werde, werde ich Ihnen einen ausführlichen Brief über alles senden. Heute ist es ja der dritte Tag, wo ich in Togo bin, ich kann mir deshalb noch kein Urteil erlauben. Das Einzige, wovor ich meine Kameraden warnen möchte, ist das unsinnige Trinken an Bord während der Fahrt. Die sogenannten „alten“ Afrikaner geben den jungen Leuten oft die schlechtesten Ratschläge. Zwei junge Leute an Bord erkrankten schon in Monrovia am Fieber und zwar nur durch Trinken.

Im übrigen kann man es auch nicht anders verlangen, denn die Plantage ist erst im Entstehen begriffen und die hiesigen Neger sind derartig schlappe Kerle, daß sie nicht im Stande sind, Bretter zu schneiden, um eventl. ein anderes Haus aufzuführen zu können. Unser Leiter hat auch früher, wie er hierher gekommen ist, keine andere Wohnung gehabt, ja er sagt sogar, seine erste Wohnung sei noch viel schlechter gewesen. Seine heutige läßt ja auch noch zu wünschen übrig.

Ich muß jetzt leider mitten aufhören, denn mein Postbote steht bereits da und kann ich ihn nicht warten lassen. Ich werde aber in der nächsten Woche die Fortsetzung liefern.

Viele Grüße an Sie und Ihre Frau Gemahlin nebst Kindern erlaubt sich zu senden

Ihr ergebener

P. Weise.

d.) Briefe des Kameraden Robert Willi.

Lome, 2. Oktober 1900.

Hochverehrter Herr Direktor!

Nach wunderschöner Fahrt sind wir vorgestern in Lome angekommen. Die Stadt Lome ist sehr hübsch gelegen, das Land und die Leute machen einen sehr guten Eindruck. Es herrscht hier eine Disziplin unter den Eingeborenen, die mich wahrlich überrascht hat. Bis jetzt ist alles viel besser als ich es erwartet habe.

Was das Klima anbelangt, so glaube ich nicht, daß es so ungesund ist, wie es verschrien. Die meisten Europäer trinken jedoch unglaublich viel Bier und andere alkoholische Getränke und deshalb verfallen sie so leicht dem Fieber.

Ich habe die liebevollste Aufnahme bei Herrn Missionar Oswald gefunden und werde noch zwei Tage bei ihm zu Besuch bleiben.

Meine Reise ins Innere wird vier Tage dauern, sie soll interessant sein, wenn es nicht zuviel regnet.

Sobald ich in Tassie sein werde, werde ich Ihnen einen ausführlichen Brief über alles senden. Heute ist es ja der dritte Tag, wo ich in Togo bin, ich kann mir deshalb noch kein Urteil erlauben. Das Einzige, wovor ich meine Kameraden warnen möchte, ist das unsinnige Trinken an Bord während der Fahrt. Die sogenannten „alten“ Afrikaner geben den jungen Leuten oft die schlechtesten Ratschläge. Zwei junge Leute an Bord erkrankten schon in Monrovia am Fieber und zwar nur durch Trinken.

Erhalten Sie, hochverehrter Herr Direktor, nochmals meinen besten Dank für Alles, was Sie für mich gethan haben.

Ihr dankbarer

Robert Willi.

Meine besten Grüße an die Herren Lehrer und Kameraden.

Lome, 15. Okt. 1900,

Lieber Wöhrle!

Seit 8 Tagen bin ich hier auf der Pflanzung und seit 14 Tagen bin ich hier in Togo. Es geht mir bis jetzt sehr gut und ich bin ganz glücklich. In Lome war ich 6 Tage bei der Bremer Mission zu Gast, wo ich die liebevollste Aufnahme gefunden habe. Die Reise ins Innere dauerte $3\frac{1}{2}$ Tage, größtenteils ging es durch den Busch auf ziemlich guten Wegen. Als ich hier auf der Pflanzung ankam, war mein Vorgesetzter, Herr Thienemann, fort, er hatte Fieber bekommen und war auf eine gesund gelegene Missionsfarm transportirt worden. Er wird wahrscheinlich eine Zeit lang dort bleiben müssen, bis er sich ganz erholt hat. Die Pflanzung ist mustergültig angelegt, es wird hauptsächlich Baumwolle gepflanzt, doch auch Kakao, Gummi, Kolanüsse und Tabak. Mein Vorgesetzter Herr Thienemann muß riesig gearbeitet haben, um in so kurzer Zeit so viel geleistet zu haben. Ich habe sehr viel zu thun; ich lasse gegenwärtig die Baumwolle und den Kakao jäten, ich muß fortwährend hinter den Schwarzen sein, um sie anzutreiben. Gestern habe ich zirka 200 Kolanpflänzchen gepflanzt und in den nächsten Tagen werde ich Kakao pflanzen. Es sind schon mehrere hundert (ca. 800) Bäumchen gut zum Verpflanzen. Ich stehe Morgens um 5 Uhr auf, um 6 Uhr gehts zur Arbeit, ich gehe mit den Schwarzen in die Plantage und gebe jedem seine Arbeit, um 8 Uhr frühstücke ich, und dann gehts wieder hinaus bis um 12 Uhr. Um 2 Uhr fängt die Arbeit wieder an, bis um 6 Uhr. Dann habe ich die Buchführung und das Tagebuch der Plantage zu führen. Außerdem giebt's noch eine Menge Kleinigkeiten. Da kommt z. B. ein Schwarzer und hat Bauchweh oder Durchfall und will ein Mittel haben; beinahe alle Tage sind Häuptlinge von der Umgebung gekommen, um mich zu begrüßen oder besser gesagt, um Tabak zu betteln. Ich habe zu meinem Schutz auf der Plantage einen Soldaten (schwarzen) ein strammer Kerl, der sich jeden Morgen und Abend bei mir meldet. Mancher europäische Soldat könnte, was Disziplin und Strammheit anbetrifft, von diesem schwarzen Soldaten lernen. Es herrscht überhaupt eine Disziplin und Strammheit bei der Regierung, beim Militär u. s. w., die dem deutschen Volke alle Ehre macht.

Ich hoffe, daß es jedem von Euch so gut gehen wird, wie mir. Saust nicht so viel und laßt den Mut nicht fallen, wenn

es ein wenig krumm geht. Ueberall findet man Unangenehmes, diesen kleinen Kat für Diejenigen, die nächstens hinausgehen.

Mit Gruß

Robert Willi.

e.) Brief des Kameraden Linder.

Lindi, 28. Oktober 1900.

Sehr verehrter Herr Direktor.

Heute ist der erste Sonntag, den ich seit reichlich 6 Wochen in Ruhe und wieder auf festem Boden verleve. Seit dem Tage, wo ich Wigenhausen verließ, stand ich im Zeichen des Reisens, ohne Ruh und Raft immer weiter.

Zuerst ging es nach Wiesbaden. Hier eröffnete mir Herr Perrot, daß ich früher reisen müsse, solle rasch nach Hause Abschiednehmen und nach drei Tagen wieder kommen, wann es fort gehen soll, könne er noch nicht sagen. Ich reiste also weiter nach Hause. Hier kam ich mit dieser Nachricht nichts weniger denn angenehm. Doch war es ganz gut so. Das Abschiednehmen ging dadurch rasch vorüber, denn wenn ich auch mit Freuden und Lust nach Afrika gehe, so verhehle ich doch keineswegs, daß es ein sonderbares Gefühl ist von einer kränklichen Mutter und einem Vater in weißen Haaren Abschied auf so lange Zeit, vielleicht für immer zu nehmen. Zur Bahn wurde ich noch von meinem Bruder gebracht und dann „Lebewohl du sonnige Pfalz am Rhein.“ —

Des Abends ging es dann los und noch einmal fuhr ich die wohlbekannte Strecke Frankfurt, Kassel, Wigenhausen, noch einmal sah ich Wilhelmshof im Mondlicht ruhig und friedlich liegen, aber kein Schaffner öffnet die Thüre zum Aussteigen, rasch entrückte mir der Schnellzug das liebliche Bild wie eine Fata morgana.

In Hamburg hatte ich gerade Zeit, mein Billet in Empfang zu nehmen, mir die Stadt, eigentlich nur die Alsterfähre anzusehen und dann ging es auf den Dampfer, an Blankenese, Cuxhafen vorüber in die Nordsee. Es war zum erstenmale, daß ich zur See fuhr, und wenn die andern Passagiere ihre Seefestigkeit rühmten, oder, wie eine Berlinerin, sich auf eine große Energie stützen zu können glaubten, schwieg ich stille und ich habe wohl daran gethan. Die energische Berlinerin sank am ersten um, einige 1. Klasse Passagiere folgten trotz aller Seefestigkeit, und ich als Neuling folgte zwar als letzter, aber doch in gebührender Weise berühmten Vorbildern. Wahrscheinlich sagte mir diese Reihenfolge aber nicht besonders zu und zur Abwechslung ging es mit dem Besser- d. h. Seefestwerden in umgekehrter Reihenfolge, wogegen ich auch nicht das geringste einwendete, während wir unsere Berlinerin noch seefrank an ihrem Reiseziel Lissabon abliefern.

Am 20. September lagen wir in Lissabon. Schön und herrlich liegt die Stadt an den Berghängen und die weißen Häuser

es ein wenig krumm geht. Ueberall findet man Unangenehmes, diesen kleinen Kat für Diejenigen, die nächstens hinausgehen.

Mit Gruß

Robert Willi.

e.) Brief des Kameraden Linder.

Lindi, 28. Oktober 1900.

Sehr verehrter Herr Direktor.

Heute ist der erste Sonntag, den ich seit reichlich 6 Wochen in Ruhe und wieder auf festem Boden verleve. Seit dem Tage, wo ich Wigenhausen verließ, stand ich im Zeichen des Reisens, ohne Ruh und Raft immer weiter.

Zuerst ging es nach Wiesbaden. Hier eröffnete mir Herr Perrot, daß ich früher reisen müsse, solle rasch nach Hause Abschiednehmen und nach drei Tagen wieder kommen, wann es fort gehen soll, könne er noch nicht sagen. Ich reiste also weiter nach Hause. Hier kam ich mit dieser Nachricht nichts weniger denn angenehm. Doch war es ganz gut so. Das Abschiednehmen ging dadurch rasch vorüber, denn wenn ich auch mit Freuden und Lust nach Afrika gehe, so verhehle ich doch keineswegs, daß es ein sonderbares Gefühl ist von einer kränklichen Mutter und einem Vater in weißen Haaren Abschied auf so lange Zeit, vielleicht für immer zu nehmen. Zur Bahn wurde ich noch von meinem Bruder gebracht und dann „Lebewohl du sonnige Pfalz am Rhein.“ —

Des Abends ging es dann los und noch einmal fuhr ich die wohlbekannte Strecke Frankfurt, Kassel, Wigenhausen, noch einmal sah ich Wilhelmshof im Mondlicht ruhig und friedlich liegen, aber kein Schaffner öffnet die Thüre zum Aussteigen, rasch entrückte mir der Schnellzug das liebliche Bild wie eine Fata morgana.

In Hamburg hatte ich gerade Zeit, mein Billet in Empfang zu nehmen, mir die Stadt, eigentlich nur die Alsterfähre anzusehen und dann ging es auf den Dampfer, an Blankenese, Cuxhafen vorüber in die Nordsee. Es war zum erstenmale, daß ich zur See fuhr, und wenn die andern Passagiere ihre Seefestigkeit rühmten, oder, wie eine Berlinerin, sich auf eine große Energie stützen zu können glaubten, schwieg ich stille und ich habe wohl daran gethan. Die energische Berlinerin sank am ersten um, einige 1. Klasse Passagiere folgten trotz aller Seefestigkeit, und ich als Neuling folgte zwar als letzter, aber doch in gebührender Weise berühmten Vorbildern. Wahrscheinlich sagte mir diese Reihenfolge aber nicht besonders zu und zur Abwechslung ging es mit dem Besser- d. h. Seefestwerden in umgekehrter Reihenfolge, wogegen ich auch nicht das geringste einwendete, während wir unsere Berlinerin noch seefrank an ihrem Reiseziel Lissabon ablieferten.

Am 20. September lagen wir in Lissabon. Schön und herrlich liegt die Stadt an den Berghängen und die weißen Häuser

sehen malerisch aus. Wer nur einen guten Eindruck mitnehmen will, gehe aber ja nicht hinein. Wir sind durch die vornehmsten Straßen gefahren. Die Anlagen sind schön. Die Bauwerke ebenfalls, aber Fenster und Vorhänge und anderes übertreffen in Bezug auf Schmutz ein bekanntes altes Haus in der Gelftergasse um ein ganz bedeutendes Teil. Den Geruch im Fischviertel habe ich noch ganz gut im Gedächtnis, und daß man Waschleinen über die Straßen spannt, habe ich hier zum erstenmale gesehen. Etwas scheinen die Portugiesen nicht zu haben, worüber sich vielleicht mancher deutsche Staatsmann freuen würde, wenn er dies nach Portugal von Deutschland wegschicken könnte: nämlich Sozialdemokraten! Die Pflasterarbeiter, Geltreiber, Fischer, alles sieht so ruhig und zufrieden aus, wie wenn Sorgen hier unbekannt wären. Aber nein, 10mal lieber unsere Arbeiter, trotz aller Sozialdemokratie. Diese Kerle hier in Portugal stehlen wirklich die Zeit, aber nicht nur die Zeit, nein, auch Geld, Schmutz und anderes, alles was sie sehen und erlangen, und was sie durch Bettel nicht erhaschen können.

Von Lissabon war die Fahrt noch etwas ungemütlich bis nach dem schroffen, fahlen Cap Degata. Alsdann war die ganze Fahrt bis hierher fast immer schönes, herrliches Wetter und trug durch seine ruhige Gleichmäßigkeit nicht wenig dazu bei, daß ein großer Teil der Passagiere sich oft entsetzlich langweilte.

Neapel erreichten wir am 26. September. Neapel ist schön, sehr schön, herrlich; aber sterben möchte ich deswegen nicht. Man kann aber begreifen, daß um den Besitz dieses Landes so viele germanische Völker gerungen und sich verblutet haben. Der erste Eindruck von Land und Leuten war aber nicht der beste. Schön nahm es sich für romantische Gemüter wohl aus, wie diese Südländer-Neapolitaner in ihren Booten den „Kaiser“ umschwärmten, noch ehe er fest lag, sogar deutsche Lieder sangen und spielten, aber dem praktischen Sinn der Nordländer konnte, bei allen hohen Titeln, die man da beigelegt bekommt, doch unmöglich die erschreckliche Bettelei behagen. Aber ich erhielt bei der Rundfahrt durch Neapel doch noch eine bessere Meinung. Zum ersten sah man doch, daß auch etwas in der Stadt gearbeitet wird, wenn auch in gar keinem Verhältnis wie bei uns, jedoch entschieden mehr wie in Lissabon und dann sah man Soldaten, die doch etwas anderes darstellten, wie die traurigen Portugiesensoldaten.

Auf dem Wege nach Port Said passierten wir zur Nachtzeit den Stromboli. Leider war er nicht besonders rege, aber dennoch war er so freundlich, uns durch einige schwachen Wallungen seine Großartigkeit bei größerer Thätigkeit ahnen zu lassen.

Kreta blieb uns in der Ferne in Dunst gehüllt unsichtbar oder doch schwer erkenntlich.

Am 1. Oktober liefen wir des Abends in Port Said an, nachdem uns schon lange vorher das durch den Nil braungefärbte Meer die Nähe des Landes verraten hatte. Ich hatte gehofft in

Port Said mir einige Tropenanzüge kaufen zu können. Doch wurde ich hierin getäuscht. In Port Said war die Pest und so durfte niemand an Land. Jetzt hieß es halt mit nordischen Kleidern durch den Kanal und das rote Meer, denn an unserer nächsten Haltestelle Suez sollen wir nur $\frac{1}{2}$ Stunde Aufenthalt haben. Nun, dachte ich, es geht ja rasch. Aber es kam anders. Infolge der Pest durften wir keine, Scheinwerfer an Bord nehmen, und waren dadurch schon im Voraus dazu gezwungen im Kanal zu übernachten. Dies geschah unweit Ismailia. Am andern Morgen ging es weiter bis einige Seemeilen von Suez. Hier war der Kanal durch einen gesunkenen Dampfer gesperrt. Wir legten fest und ließen uns nun von der Sonne braten. Als Abwechslung konnten wir nur Ausschau in die öde, kahle, heiße Wüste halten oder mit verlangendem Blick auf die freie Wasseroberfläche jenseits des gesunkenen Dampfers schauen. Wenn es ein Trost ist Gefährten im Leid zu haben, so wäre es hier der Fall gewesen, denn hinter uns sammelten sich 23 Dampfer. Doch war dies ein schlechter Trost und als 2 Engländer an dem Gesunkenen vorbei bugsierten, hielt er gar nicht mehr vor. Als ich fragte, warum wir dies den Engländern nicht vorgemacht, oder warum wir dies den Engländern nicht nachmachten, hieß es, die Erlaubnis der Kanalverwaltung dazu sei nicht da. Ob die Engländer wohl die Erlaubnis eingeholt hatten? Ich glaube kaum. So geht's, wer lang fragt, geht lang irre. Endlich am 3. Tage machten wir es den Engländern nach und ich glaubte nun gehe es rasch. Aber im Orient ist „Zeit“ ein unbekannter Begriff. In Suez lagen wir statt einer halben Stunde 4 lange Stunden und warteten, bis der Herr Konsul von seinem Morgenschlaf erwachte. Auf meine Frage, ob der Konsul für die Schiffe, oder die Schiffe für den Konsul vorhanden wären, wurde mir die trostvolle Erklärung, hier wären die Schiffe für den Konsul da. Nun, froh kam der Herr sein, wenn das nicht in Erfüllung geht, was ihm gewünscht wurde. Doch ist auf dieser Erde nichts von Dauer, also auch nicht ein Morgenschlaf. Mittags ging's wieder weiter und bald waren wir aus der Bai im roten Meer. War es im Kanal warm, so wurde es hier zum mindesten heiß. Das Deckschlafen wurde fast allgemein und nur wenigen gestattet es ihre Eigenart in der Kabine zu schlafen. Zu diesen Wenigen gehörte auch ich, ja ich hatte mich, so paradox es auch klingt, bei einer Temperatur von 31°C . erkältet. Dies geschah nämlich während eines abendlichen Besuchs in dem Maschinenraum. Hier herrschte die farnose Temperatur von 59°C . Von da ging ich nach $\frac{1}{2}$ stündigem Aufenthalt an Deck und froh bei einer Wärme, die andere kaum ertragen konnten. Doch war es nach 2 Tagen vorüber.

A den! Dies heiße Felsenest erreichten wir am 10. Oktober. Hier endlich gelang es mir, weiße Anzüge zu bekommen für 6 ganze Schilling pro Stück. Doch lasse sich niemand verleiten, wenn er nicht, wie ich, durch Verhältnisse gezwungen ist, seine Ein-

käufe bis hierher zu verschieben. Die Hosen waren alle zu lang und die Ärmel zu kurz. Doch was mache ich, ich kaufte mir 2 Anzüge für die Weiterreise, denn Vorrat von diesem Schund zu kaufen ist nicht angebracht. Gut sind nur die Tropenhüte 3—4 Schilling pro Stück.

Des Abends ging's weiter nach Mombassa, das wir nach 9 Tagen erreichten.

Mombassa. Hier betrat ich zum erstenmale Afrika, am 19. Oktober 1900. Einkaufsgelegenheit ist hier genug. Die Ware ist auch gut und preiswert. Doch waren mir im Gegensatz zu Uden hier die Hosen zu kurz. Also wieder nichts. Darum gab ich es auf, mich voll auszurüsten, kaufte das nötigste und gedachte das Fehlende an Ort und Stelle anfertigen zu lassen.

Nach Tanga gelangten wir am 20. Oktober. Hier setzte ich zum erstenmal den Fuß auf den Boden einer deutschen Kolonie. Sofort bemerkte aber ein jeder den Unterschied zwischen den Negern der deutschen Kolonie und denen von Mombassa. Hier sind sie viel ruhiger, fleißiger und bedeutend mehr in Zucht? d. h. sie treten den Weißen nicht vertraulich anscheinend, noch frech, aufdringlich entgegen, wie man es in englischen Häfen findet. Dort geht der größte Teil müßig, hier thut der größte Teil, wenn auch nicht viel, so doch etwas. — Hier traf das im vollsten Maße zu, was mir Herr Direktor beim Abschied gesagt haben. Einige Leute vom Schiffe wollten mir, nach dem sie an Land alles Mögliche gehört, guten Rat erteilen. Nun ja, die Leute reden. Wenn ich aber anderer Leute Kopf folge, was mache ich da mit meinem; da kann ich mir ein Heubund aufsetzen. Ich fuhr darum ruhig weiter nach Sansibar. Hier stieg ich auf den Küstendampfer und Bombayfahrer „Sultan“ über, mit dem ich dann andern Tags nach dem „Klein Berlin“ Darassalaam fuhr. Die Stadt ist nett und schön angelegt, gefiel mir soweit auch ganz gut. Wie sich aber drin wohnen läßt, kann man nach 2stündigen Aufenthalte nicht beurteilen. Die einen finden es wunderschön hier zu sein, die andern möchten so schnell wie möglich wieder heraus, wenn sie könnten. Nun ging es über Kilwa nach Lindi. Endlich gelangte ich hierher am 26. Oktober. Seit dem 12. September war ich zur See gewesen. Wohl ist es schön das Reisen. Man sieht viel, was man schreibt und was man auch nicht schreibt, aber doch ist man froh, wenn man wieder einmal dauernd festen Boden unter die Füße bekommt.

Hier in Lindi habe ich es wieder tadellos getroffen. Herr Direktor Bernhard Perrot überwies mich der Plantage, die von Herrn Administrator Monsiek geleitet wird. Nun ist Herr Monsiek verheiratet und Frau K. hat schon für mich gesorgt ehe ich nur hier war. So war meine Wohnung bereits eingerichtet und alles geregelt. Die Küche ist tadellos, und was noch besser ist, ich brauche nicht darum zu sorgen; denn nichts ist mir widerwärtiger wie den Küchensettel selbst machen zu müssen. Auch

sonst ist alles sehr nett hier, und über irgend etwas zu klagen habe ich nicht. Herr Könsick ist alter Afrikaner und gibt stets bereitwilligst Auskunft über alles, was ich wissen will. Denn wenn man aus deutschen Verhältnissen herauskommt, findet man vieles fremdartig und weiß man es wohl zu schätzen, wenn man jemand findet, der einem mit Rat zur Seite steht.

Nun will ich schließen und Herrn Direktor, gnädiger Frau, meinen verehrten Herrn Lehrern und allen Kameraden fröhliche Weihnachten wünschend verbleibe ich in aller Treue und Anhänglichkeit an Wilhelmshof

Ihr

Fritz Linder.



Zum Totenfeste.



Am Samstag Abend vor Totenfeste wurde der Gesellschaftsabend, entsprechend der Verabredung vom Vorjahre, zu einer ernstesten Gedenkfeier für die verstorbenen Kameraden gestaltet. Mit ernstesten Musik-Vorträgen wechselten Ansprachen. Der Direktor gedachte im Hinblick auf Ernte-, Herbst-, Winter-, Sterbe- und Weihnachtsmahnung

der beiden treuen Kameraden Bilfinger und Hartmann, er wies hin auf den Ernst unseres Pionierberufs mit seinen mancherlei Gefahren, aber auch großen, herrlichen Aufgaben, die getragen sein müssen von dem Bewußtsein, für ewige Güter und für die Ewigkeit zu arbeiten, sein Leben — wie ein Soldat — jederzeit für ein höheres Leben einzusetzen zu können! Den Heimgegangenen rief er ein „habe pia anima!“ nach. — Kamerad Stoll widmete Bilfinger verständnisvolle Gedenkworte und Kamerad Buchmann gedachte ebenso Hartmanns. Darauf trug Herr Dr. Aldinger nachstehende stimmungsvolle Verse vor:

(25. November 1900.)

Der frohe Winzer schnitt die Traube,
Der Ernte Segen ist geborgen,
Die Felder leer, entblößt vom Laube
Die Bäume; früher Spätherbstmorgen!
Sein grau Gespinnst der Nebel zieht
Um Berge, die die Sonne flieht.

So webt sich dämmerndes Vergessen
Um Grabeshügel frisch gebrochen,
Um Tote, denen wir vermess'n
Beim Abschied ew'ge Treu versprochen.
Doch still! hörst du der Glocken Mahnen:
„Verlaß des Alltags breite Bahnen!

Komm, wandle auf dem stillen Pfade
Zur Stadt hinaus zum Kirchhoffrieden,
Den Trauerweg, den ohne Gnade
Ein jeder einmal geht hinieden;
Laß draußen zwischen Gräberreihen
Den Sinn fürs Ernste heut sich weihen.“

Am Totenfeste so geladen,
Laßt uns die letzten Blumen streuen,
Dem männlich echten Kameraden,
Dem Frühgeschiedenen, edlen, treuen:
Es soll kein Tod uns den entreißen,
Den wir so gern einst Freund geheiß'n.

Vom Hügel steigen wir zu Thale
Und schreiten zu des Flusses Grenzen,
Dort an dem weißen Kreuzesmale
Laßt halten uns und es befränzen!
Wie schlug der Tod uns schwere Wunde
In jener schicksalsdüstern Stunde!

Und ach, der Schmerz trägt wie auf Flügeln
Heut jeden fernhin zu den Seinen,
Die an so teuren Grabeshügeln
Der Trauer herbe Thränen weinen.
Die Heimat kann dem nie entschwinden,
Den teure Gräber an sie binden.

So laßt uns an dem Totenfeste
Des Todes ernster Sprache lauschen:
Wir sind auf dieser Welt nur Gäste,
Des Lebens Tage schnell verrauschen,
Für deine Seele such' auf Erden
Nach unverwelflich ew'gen Werten! A.

Am Sonntag Morgen nach gemeinsamem Kirchgang schmückten wir dann das Grab Bilfingers auf dem Friedhof und Hartmanns Kreuz am Werraufer mit Kränzen, jenem Dffbg. 2,10^b diesem Jes. 40,30 u. 31 nachrufend.

Gedenkblatt

für **Kuno Freiherr von Girardi zu Castel und Limpurg**

geb. den 15. December 1875.

gest. den 7. December 1900.

In seiner Heimat, Nastatt, ist dieser unser lieber Kamerad und Freund an Schwindsucht unerwartet schnell verschieden. Bereits im Sommer zeigte sich, daß seine Gesundheit nicht so kräftig war, wie er glaubte. Er reiste dann im Juli nach Hause, um dort seiner Mutter zur Seite zu stehen bei der Pflege seines auf den Tod erkrankten Vaters, des Forstmeisters Fehr. von Girardi. Bei den Anstrengungen der Nacht-Pflege zog er sich im September einen Katarth zu, welcher sehr bald ein verborgenes tuberkulöses Leiden zum offenen Ausbruch brachte und ihn innerhalb dreier Monate ins Grab führte. Noch bis in die letzten Wochen hoffte er auf baldige Rückkehr nach seinem lieben Wilhelmshof und auf einen frohen Auszug nach Afrika. Aber wenige Tage nach seines Vaters Tod folgte er diesem nach.

Wir betrauern in ihm einen treuen allzeit liebenswürdigen Kameraden, der in Freud und Leid, Arbeit und Gemeinschaft mit unermüdlicher Treue zu uns gehörte.

Ehre seinem Andenken allezeit!

Vom Hügel steigen wir zu Thale
Und schreiten zu des Flusses Grenzen,
Dort an dem weißen Kreuzesmale
Laßt halten uns und es befränzen!
Wie schlug der Tod uns schwere Wunde
In jener schicksalsdüstern Stunde!

Und ach, der Schmerz trägt wie auf Flügeln
Heut jeden fernhin zu den Seinen,
Die an so teuren Grabeshügeln
Der Trauer herbe Thränen weinen.
Die Heimat kann dem nie entschwinden,
Den teure Gräber an sie binden.

So laßt uns an dem Totenfeste
Des Todes ernster Sprache lauschen:
Wir sind auf dieser Welt nur Gäste,
Des Lebens Tage schnell verlauschen,
Für deine Seele such' auf Erden
Nach unverwelflich ew'gen Werten! A.

Am Sonntag Morgen nach gemeinsamem Kirchgang schmückten wir dann das Grab Bilfingers auf dem Friedhof und Hartmanns Kreuz am Werraufer mit Kränzen, jenem Dffbg. 2,10^b diesem Jes. 40,30 u. 31 nachrufend.

Gedenkblatt

für **Kuno Freiherr von Girardi zu Castel und Limpurg**

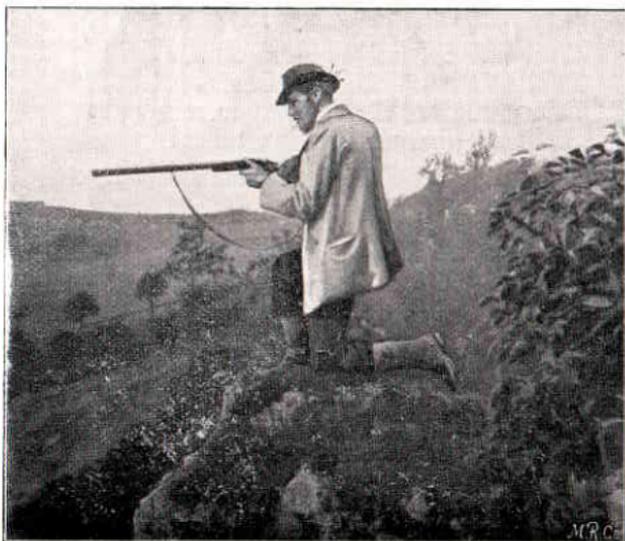
geb. den 15. December 1875.

gest. den 7. December 1900.

In seiner Heimat, Nastatt, ist dieser unser lieber Kamerad und Freund an Schwindsucht unerwartet schnell verschieden. Bereits im Sommer zeigte sich, daß seine Gesundheit nicht so kräftig war, wie er glaubte. Er reiste dann im Juli nach Hause, um dort seiner Mutter zur Seite zu stehen bei der Pflege seines auf den Tod erkrankten Vaters, des Forstmeisters Fehr. von Girardi. Bei den Anstrengungen der Nacht-Pflege zog er sich im September einen Katarth zu, welcher sehr bald ein verborgenes tuberkulöses Leiden zum offenen Ausbruch brachte und ihn innerhalb dreier Monate ins Grab führte. Noch bis in die letzten Wochen hoffte er auf baldige Rückkehr nach seinem lieben Wilhelmshof und auf einen frohen Auszug nach Afrika. Aber wenige Tage nach seines Vaters Tod folgte er diesem nach.

Wir betrauern in ihm einen treuen allzeit liebenswürdigen Kameraden, der in Freud und Leid, Arbeit und Gemeinschaft mit unermüdlicher Treue zu uns gehörte.

Ehre seinem Andenken allezeit!



Schüler auf der Jagd.

Hof, Feld, Garten und Werkstatt.

Der Verlauf des verflossenen Wirtschaftsjahres war im Allgemeinen für den hiesigen landwirtschaftlichen Betrieb ein befriedigender. Alle Arbeiten konnten trotz zeitweiligen Mangels an Arbeitern rechtzeitig ausgeführt werden, auch wurden die herbstlichen Feldarbeiten frühzeitig beendet, nur einzelne Hecker sind nochmals umzupflügen resp. vorzubereiten für Frühjahrsbestellung. Angebaut waren insgesamt 400 Morgen mit folgenden Kulturpflanzen:

A. Getreide 187 Morgen: (Weizen 110, Roggen 10, Wintergerste 6,) Winter-Ernte und Wf. 10).

B. Hackfrüchte, Rüben und Samenrüben 63 Morgen: (Zuckerrüben 23, Futterrüben 13, Samenrüben 6, Samen-Möhren $\frac{1}{2}$, Kartoffeln $15\frac{1}{2}$, verschiedene Kartoffeln 2, Futtermöhren und Futterkohl 3).

C. Conserven 36 Morgen: (Erbsen 15, Puff- und Buschbohnen 15, Stangenbohnen 5).

D. Futter einschl. Wiesen 103 Morgen: (Luzerne 22, Rotklee 36, Wickfutter und Mais 15).

Neben dem Weideland und den Heckern mit Halbbrache wurde das übrige Land benutzt zu wissenschaftlichen und praktischen Versuchen.

Die Erträge waren durchschnittlich mittelmäßig, Kartoffeln und Conserven sogar gering. Der Futterertrag war jedoch sehr

gut, aber infolge der Notwendigkeit frühzeitigen Beginns der Grünfütterung gab es weniger Dürrfutter, immerhin ausreichend für den Winter.

Im Viehstand war leider der Verlust zweier guter Arbeitspferde zu verzeichnen. Die übrigen Pferde sowie 6 Ochsen wurden wegen der schwierigen örtlichen Lage der Felder sowie drängender Herbstbestellung sehr in Anspruch genommen. Der Stand des Rindviehstalles ist ein guter, wenngleich freilich die Maßnahmen des zurückliegenden Jahres eine Verminderung der Zahl zur Folge hatte. Die Schäferei zeigt Zucht- und Zeitschafe in gutem Zustande. Von Ersteren wurden 125 Lämmer nachgezogen, die in sehr guter Haltung sind; von den Zeitschafen sollen ungefähr 100 zum Verkauf gemästet werden.

Die Schweinehaltung ist im besten Gange, sie wird fast ausschließlich zur Zucht betrieben. Wir haben westfälische Rasse, die in der Umgegend große Verbreitung findet.

Der Stand des Landes ist nach den bisher gebrachten Opfern ein befriedigender, sodaß wenigstens eine nennenswerte Steigerung der Erträge für nächstes Jahr zu erwarten ist, da die bestellten und noch zur Bestellung in Aussicht genommenen Felder alle mit Stalldünger befahren wurden und auch deren Kultur dank intensiver Hack- und Pflugarbeit bedeutend verbessert ist. Der allzu ausgedehnte Conservenbau soll den Verhältnissen entsprechend eingeschränkt, die Samenzucht und Versuchsarbeiten zunächst ganz eingestellt werden, da diese Zweige weder für unseren Lehr-, noch für unsern Wirtschaftsbetrieb sich zur Zeit als zweckmäßig erwiesen haben.

Gartenabteilung. Im Frühjahr des Jahres 1900 herrschte dann und wann trockne, kalte Witterung vor, im Sommer öfters trockne und warme Witterung, so daß sich viele Gemüse nicht vollkommen entwickelten.

Gewisse Gemüsearten wurden auch durch Insekten und Pilze stark belästigt, wodurch ihre vollkommene Ausbildung sehr gehindert wurde. —

Die im Frühjahr ausgepflanzten Kohlarten entwickelten nur sehr kleine Köpfe, da dieselben infolge ungünstiger Witterung sehr vom Erdflöhefraß zu leiden hatten. —

Erdflöhe traten in solcher Menge auf, daß sämtliche dagegen angewendete Mittel sich als erfolglos erwiesen.

Nur die im November des Vorjahres (Ueberwinterungskultur) gepflanzten Kohlarten entwickelten sich normal.

Die für den Wintergebrauch berechneten, im Juni und Juli gepflanzten Kohlarten wurden von den, in riesigen Mengen auftretenden Raupen des Kohlweißlings so stark abgefressen, daß nur die Blattrippen stehen blieben. Zwar erholten sich die Pflanzen nach dieser Plage und bildeten theilweise, allerdings nur sehr kleine Köpfe.

Wurzelgemüse, wie Sellerie, Möhren, Schwarzwurzeln, Kürbissen zc. entwickelten sich gut, ebenfalls Salatarten und Rhubarber. Zwiebeln und Tomaten gaben gleichfalls gute Ernten. Desgl. Bohnen und Erbsen.

Gurken dagegen wurden theilweise von Trockenheit, wie auch später durch Nässe beeinträchtigt und gaben eine schwache Ernte. Frühkartoffeln litten durch *Peronospora infestans* (Kartoffelkrankheit) und waren daher nur mittelmäßig.

Die Obsternte war einigermaßen, so trugen Birnen, Kirschen und Pflaumen reichlich, Äpfel dagegen mittelmäßig.

Erdbeeren wurden in der Reife durch Regen beeinträchtigt. —

Johannis- und Stachelbeeren versprachen eine sehr reiche Ernte, jedoch wurden diesen von der Raupe der Stachelbeerblattwespe fast sämtliche Blätter abgefressen und daher der größte Theil der Früchte abgeworfen. —

Eine reiche Weinernte stand ebenfalls in Aussicht, diese trat aber nicht ein, da ein Nachtfrost im Mai über $\frac{1}{3}$ der Gesehne zerstörte. —

Im Juli und August trat die Blattfallkrankheit, hervorgerufen durch den falschen Mehlthau (*Peronospora viticola*) auf, wodurch ein Theil der Blätter und Beeren zum Fallen gebracht wurden. Ein energisches Besprühen der befallenen Reben mit aufgelöstem Kupfervitriolspeksteinmehl, sowie ein Bestäuben mit demselben beseitigte auch diese Gefahr.

Sin und wieder trat auch der ächte Mehlthau (*Oidium Tuckeri*) auf, und wurde derselbe durch Bestäuben mit Schwefel bekämpft.

Infolge des warmen Herbstes bildeten sich die übrig gebliebenen Trauben sehr gut aus, nur schade, daß es so wenige waren.

An Obstbäumen auf festem Standort sind vorhanden: 1171 Äpfel, 325 Birnen, 1370 Kirschen, (theils hoch- theils niederstämmig) 254 Pflaumen und Zwetschen.

Die Baumschulen beherbergen an veredelten Stämmen sowie an Wildlingen: 5000 (1899 gepflanzt),*) 24400 (1900 gepflanzt), (35500 Wildl. sollen Frühjahr 1901 gepflanzt werden, und sind die Vorbereitungen hierzu in vollem Gange).

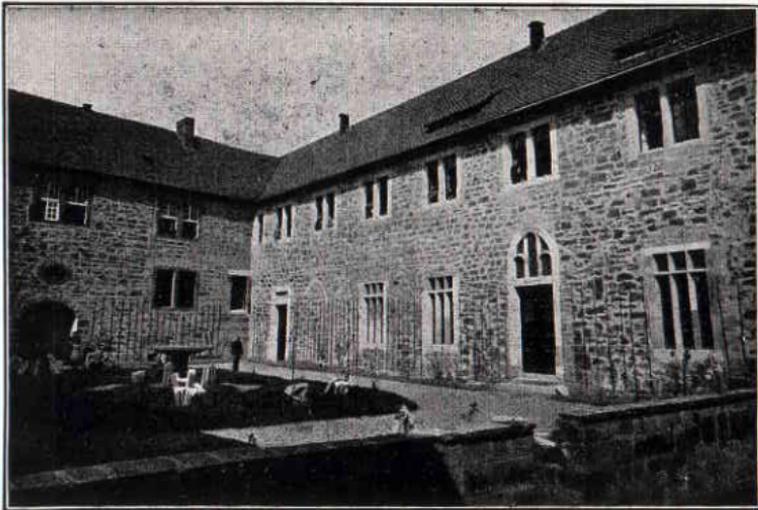
Die Stämme zeichnen sich durch reiche Bewurzelung und üppigen Trieb aus. Der Stand der veredelten und noch unveredelten Wildbäumen ist ein so vorzüglicher, daß mit fast bestimmter Sicherheit anzunehmen ist, diese Bäume werden in den nächsten Jahren ein hervorragendes Pflanzmaterial abgeben.

Technische Abtheilung. Im Winterkursus sind die Kolonialschüler von nachmittags bis abends in den Werkstätten beschäftigt,

*) Von dem 1899 gepflanzten konnten schon in diesem Herbst etliche verkauft werden.

um den Gebrauch der Werkzeuge und Materialien richtig verstehen, Verarbeiten selbständig und technische Gedanken praktisch ausführen zu lernen.

Bei dieser Thätigkeit in Handwerken leisteten Einige bereits allerlei Beihilfe bei den nötigen Reparaturen landwirtschaftlicher Geräte und Bauten, sowie auch an Neubauten der Anstalt. Außer den technischen Vorträgen in den Vormittagsstunden, erhalten die Schüler noch Anleitung im Planzeichnen, um ein richtiges Verständnis in technischen Konstruktionen zu erreichen. Der technische Unterricht fing mit der allgemeinen Baukunde an, und ging auf Wege- und Wasserbau über, an den sich allerlei Bauarbeiten knüpften, die für den Kulturpionier ganz besonders wichtig sind.



Südseite des Innenhofes.



Handwerkerguppe.

Bücherei und Lesezimmer.

Seit dem das Laboratorium in die alte Post verlegt worden ist, ist die eine Hälfte des freizewordenen Raumes — die andere Hälfte wurde zur Hausdienerwohnung einbezogen — zu einem wissenschaftlichen Lesezimmer umgeschaffen. Es hat die Bücher-Arbeitsfreudigkeit bedeutend erhöht. Zwei Referate aus dem Gebiete der kolonialen Agrarpolitik, von der in der letzten Nummer die Rede war, zeugen z. B. davon. Das von Kamerad Osmann: Ueber die Bodenpolitik des Kongostaates (Besitzergreifung; Feststellung des Bodeneigentums der Eingeborenen; Verfügung über das freie Land, Staatsdomänen, konzedierte Gesellschaften; Ausnützung der Arbeitskraft der Neger, Kultursystem, Elfenbein- und Holzverordnungen,) und von Kamerad Seher: Ueber die Bodenpolitik der Holländer auf Java (Art der Beherrschung des Landes, Regentschaften und Residentien, lehensmäßiger Kommunal-Landbesitz der Eingeborenen, Kultursystem, staatliches Kaufsmonopol). Die Besprechung verlief bei Anwesenheit von Herrn Konsul Hildebrand aus Tepic in Mexiko, der auch in die Debatte eingriff, sehr angeregt. —

Australien und die Südsee an der Jahrhundertwende. Kolonialstudien von Moritz Schanz. Berlin, Wilhelm Sifferdt (Von der Verlagsbuchhandlung überwiesen).

Der viel gereifte, vielerfahrene Verfasser bietet hier ein Buch, das auf Grund eigener Anschauung einen Wegweiser bildet durch diese weiten völkerkundlich wie wirtschaftlich immer wichtiger werdenden Gebiete. Mit umfassender Sorgsamkeit ist Alles zusammengestellt, was man zum Verständnis der gegenwärtigen Verhältnisse Ozeaniens nötig hat. Geschichte und Geographie, Volkswirtschaft und Völkerkunde finden gleichmäßige Berücksichtigung unter Verwertung der neuesten statistischen Nachrichten. Daneben fehlt es nicht an anziehenden Schilderungen von Land und Leuten, gepaart mit sachlichem Urteil und verständigen besonnenen Winken, Winke gerade auch für zukünftige Kulturpioniere in jenen Gebieten. Die gute Ausstattung mit einigen trefflich kennzeichnenden, ja teilweise besonders schönen Bildern hebt den Wert des Buches noch mehr, so daß wir es bestens empfehlen können.

Bericht über seine Togoreise von Geh. Ratj. Prof. Dr. Wohltmann (5. Heft z. „Tropenpflanzer“) Fr. 2 Mk.

Wieder einmal bewährt hier unser unermüdeliches Kolonialwirtschaftliches Comité seine rühmenswerte Tüchtigkeit und Umsicht, in dem es diese inhaltreiche vornehm ausgestattete Studie den Kolonialfreunden zugänglich macht. Insbesondere aber muß man dem Herrn Verfasser danken dafür, daß er uns seine Reiseergebnisse in so faßlicher Form bietet als den besten Wegweiser für kolonialwirtschaftliche Arbeit in dem so lange verkannten, aussichtsreichen Togo, besonders seinem südlichen Teile.

Führer durch Queensland von E. Müller. Brisbane, Verlag der Nordaustralischen Zeitung.

Dieser sehr lehrreiche Führer wird für den aufmerksamen Leser zu einem beredten Verechter deutscher Kulturpionier- und Kolonistenarbeit. Wie viel dieses englische Gebiet dem Fleiß, der Fähigkeit, Umsicht und Thatskraft deutscher Ansiedler verdankt, das leuchtet aus diesem mit bewußter deutscher „Objektivität“ und außerordentlicher englischer Loyalität geschriebenen Buche allenthalben hervor. Man kann daher vom wirtschaftlichen und nationalen Standpunkt aus zwar nur schmerzlich bedauern, daß diese deutsche Arbeit vorwiegend Englands Weltpolitik und Weltwirtschaft zu Gute kommt, doch es ermutigen gerade auch die Queensländer Erfolge unserer Landsleute zu der Zuversicht, daß auch anderwärts mit der Zeit zu Nutz und Frommen des eigenen Vaterlandes solche Tüchtigkeit sich in deutschen Kolonialgebieten bewähren wird, wenn nur erst zielbewußte Wanderungs-, Siedelungs- und Weltpolitik zum Gemeingut unseres Volkes wird. —

Ähnliche Gedanken und Empfindungen regt ein anderes Buch an, das dem deutschen Volke wirtschaftlich und politisch an der Hand der Lehrmeisterin Geschichte als Wegweiser dienen kann und soll. Wir meinen das ganz vortreffliche Werk:

Die Deutsche Hansa. Ihre Geschichte und Bedeutung für das deutsche Reich dargestellt von Theodor Lindner, Professor zu Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn. 5 Mk. — Wer mitten im kolonialwirtschaftlichen Leben steht, aber auch die Jugend Deutschlands müßte dieses Buch kennen, daraus lernen und seine Rückblicke und Ausblicke recht ernst nehmen, dann würde manches bald besser in unserer wirtschaftlichen wie politischen Arbeit.

Viehucht und Bodenkultur in Südafrika von E. Hermanu Ansiedler in Nomtsas, früher in Stubus; zugleich Ratgeber für Auswanderer. Berlin, Deutscher Kolonialverlag 1900.

Das Buch ist von einem Praktiker verfaßt und verdient mit Recht den Nebentitel eines Ratgebers für Auswanderer. Wir begrüßen es mit Freuden, sowohl von der Kolonialschule wie vom Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer aus. Alles Nötige kommt klar und praktisch zur Besprechung, wie: Aussichten für den Ansiedler, Ausreise und Ausrüstung, Ankunft, Landankauf, Bodenpreis, Größe der Grundstücke, Viehucht im Allgemeinen und Besonderen, Stauanlagen, Kleinsiedelung, Jagd, Eingeborene und ihre Behandlung, Mineralschätze, Pflege der Gesundheit.

Von H. Leyser, Deutsches Kolonistenleben im Staate Santa, Katharina in Südbrafilien. Hamburg 1900.

Nach einem Blick auf die staatlichen Einrichtungen der Brasili-anischen Republik mit ihrer Gliederung in Bundesstaaten und Principien, ihrem Verwaltungswesen, stets unter besonderer Berücksichtigung der Lage der deutschen Kolonisten, wendet sich der Verfasser, der selbst Jahre hindurch als Kolonist, und später als früherer Jurist, als Schriftleiter eines vielverbreiteten Blattes

thätig war, dem Leben des Kolonisten im Urwalde zu. Nach allgemeinen Betrachtungen über Klima, Bodenverhältnisse, Krankheiten, Tierwelt u. s. w. giebt er eine Anleitung zur Anlage der ersten Ansiedlung, mit einer darausschließenden Betrachtung über die einzelnen Kulturgewächse, der Viehzucht und einer übersichtlichen Zusammenstellung der landwirtschaftlichen Verrichtungen in den einzelnen Monaten.

Ein Anhang giebt Aufschluß über Maße, Gewichte, Geld und Münzen, Kurs und Kurstabelle.

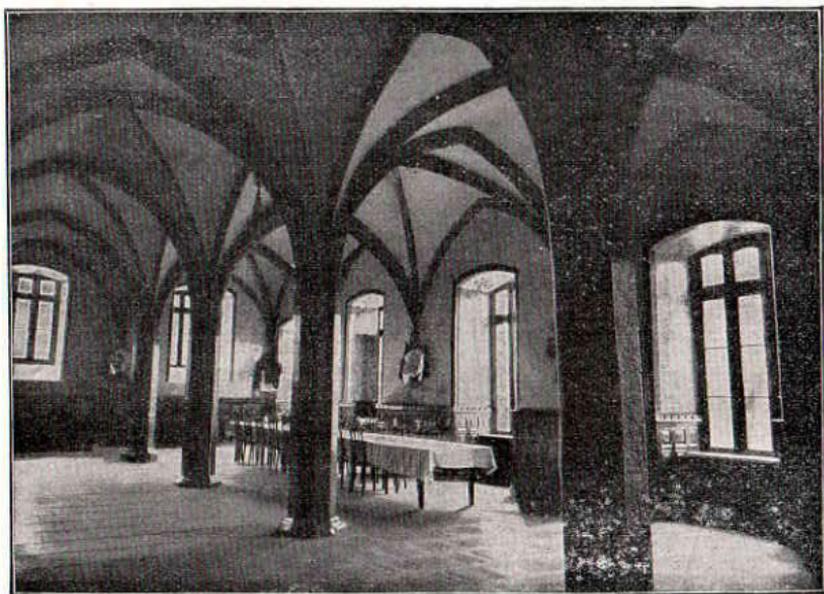
Am Schluß findet sich ein Beitrag zur Chronik der „Hansa“ des Gebiets der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft m. b. H. in Hamburg, von der die Schrift gegen Einwendung von 50 Pfg. zu bekommen ist.

Der Verfasser beschönigt nichts und stellt die Dinge dar, wie sie wirklich sind. Wir haben immer mit großem Nachdruck den Grundsatz vertreten, daß als erstes Stück der Auswandererfürsorge dies zu betrachten sei, daß in denen, die einmal durchaus auswandern wollen, klare Vorstellungen über die Verhältnisse des Landes, dem sie sich zuwenden wollen, erweckt werden.

So wird planlose, unüberlegte Auswanderung verhindert, und kommen nur zielbewusste Leute in die betreffende Kolonie. Diesem Zweck dient der vom Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer herausgegebene „Ratgeber für Südbrasilien“, und jetzt, noch unsfänglicher, diese Schrift.

Die Erziehung der deutschen Jugend im Auslande. Erdmann A. Schäfer. Leipzig, Reimund Gerhard. Gestützt auf langjährige Erfahrung als Lehrer bezw. Schulvorstand an Auslandschulen giebt uns der Verfasser einen Ueberblick über die Erziehungs- und Schulverhältnisse unter dem Deutschthum im Ausland. Es sind theilweise recht unerfreuliche Bilder, die uns hier von der Ausbildung der deutschen Knaben und besonders Mädchen, im Ausland vorgeführt werden, es werden aber auch die Mittel gezeigt, die zu einer Besserung der Zustände führen können: neben einer größeren Aufwendung von Seiten des Staates im Allgemeinen für die deutschen Auslandschulen von angemessener Berücksichtigung der deutschen Lehrer, die sich zeitweise dem Dienste im Auslande zuwenden, durch die Schulbehörden, die Verteilung der materiellen Unterstützungen nicht nach konfessionellen sondern nationalen Gesichtspunkten, die Bekämpfung des pädagogischen Puschertums, die Beseitigung alles unnötigen Bildungsluxus, wie es vielfach die Lehrpläne im Reich unnötig belastet und schließlich ganz besonders auf die Aufklärung der weitesten Kreise über die wichtigsten pädagogischen Fragen. Diesem letzteren Zwecke dient die Besprechung einer Anzahl ausgewählter Werke der pädagogischen Litteratur, die einen verhältnismäßig großen Raum in dem Buche einnimmt. Wir sind mit dem Verfasser der Meinung, daß das pädagogische Interesse in dem „Land der Schulen“ wohl ein großes sein dürfte, besonders wenn man vergangene Zeiten heran

zieht als noch nicht alles Heil vom „Staat als Erzieher“ erwartet wurde, wir glauben aber, daß unsere schriftstellernden Pädagogen leicht zu doktrinär werden und zuviel von der Beschäftigung mit der einschlägigen Litteratur erwarten. Auch hier mehr praktisches Zugreifen! Man gründe Erziehungsschulen, wie die von Dr. Liez bei Msenburg oder wie sie der Auswandererverein mit dem nächsten Frühjahr zu eröffnenden „Lindenhof“ in Wigenhausen plant, und dann mag man die richtigen Pädagogen an ihren Früchten erkennen! — Das reichhaltige und anregend geschriebene Buch ist jedem zu empfehlen, der sich für die wichtige Frage des Erhaltens des Deutschtums im Ausland interessiert. 



Großer Saal.

Kolonialwirtschaftliche Mittheilungen.

Anschließend an diese Mittheilungen in Nr. 2. des „Kulturpionier“ sei erwähnt, daß sich auch in den letzten Hefen des „Tropenpflanzer“ einige Aufsätze über Kautschuk befinden. So berichtet Dr. Axel Freyer in Heft 9 über die Kautschukkultur auf den Pamanukan- und Tjiasem-Landen in Java. Dort gedeiht neben alten Anpflanzungen von *Ficus elastica* *Castilloa elastica* recht gut. *Castilloa* dient als „Alleebaum“ in Liberia-Kaffeeplantagen. Neben einer Besprechung über die Ausbeute bringt Freyer noch die Abbildungen eines Schlagmessers und eines Trichters zum Auffammeln des Milchsaftes der *Castilloa*. Auch wird von R. Blumenau in Heft Nr. 9 auf den in Brasilien heimischen Mangabababum (*Hancornia speciosa*) und dessen Kautschuk aufmerksam gemacht: es wird behauptet, daß dieser Baum auch in den dünnen, heißen Gegenden von Deutsch-Ostafrika angepflanzt werden könnte. In Heft 10 berichtet H. Baum über die Gewinnung des Wurzelkautschuk im Kunene-Gebiet und erläutert die Aufbereitung des Kautschuk durch die Kaffern in 5 Abbildungen.

Den Schlußbericht der Forschungsreise des Herrn Dr. Preuß in Central- und Südamerika finden wir in Heft 9. Außerdem in demselben Heft werden die von Dr. Preuß von Sakao, Kaffee, Vanille zc. besprochen von D. Warburg, die gesandten Proben vom kolonialen wirtschaftlichen Komitee im botanischen Garten in Berlin ausgestellt waren. Dr. Preuß beschreibt in Heft 11 eingehend den Perubalsam in Centralamerika und seine Kultur. Er schildert die Gewinnung desselben und erläutert dieselbe durch 4 Abbildungen. Hieran schließt sich gleich eine Veröffentlichung einer chemischen Untersuchung des Perubalsam durch Carl Mannich. J. Kämpel giebt in Nr. 8 einige Winke über den Prozeß beim Fermentiren und Waschen des Kaffees in Folge unrichtiger Angaben von Dr. Henrici in Nr. 4 des „Tropenpflanzer“ 1900. Hans Rodek schlägt in Heft 10 eine neue Pflanzmethode des Kaffees ohne Schattenbäume vor, in dem er rät, das Saatgut in Pflanzenlöcher zu säen, welche 0,30—0,40 m unterhalb der Bodenoberfläche liegen, und die Löcher dann mit einer 1—2 cm hohen Schicht aus dürrer Laub mit Humus zu bedecken.

H. Mackow vergleicht in Nr. 10 das Düngen der tropischen Böden mit dem Düngen der nordischen Ackerböden.

Dr. Walter Busse macht in Heft 10 eine vorläufige Mittheilung über die Masuta-Krankheit der Mohrenhirse in Deutsch-Ostafrika. Der Hauptherd der Krankheit ist die Innenseite der Blätterscheide und zwar wird dadurch die Assimilation schädigend beeinflusst. Der Ernteertrag wird durch diese Krankheit sehr herabgemindert.

In Heft 12 giebt Dr. Walter Busse einen sehr interessanten Reisebericht der Expedition nach den deutsch-ostafrikanischen Steppen besonders reich an botanischen und pharmakognostisch-wichtigen

Resultaten mit 4 Abbildungen. Auch hier wird behauptet, daß Eisenbahnen zur Erschließung der Muguruberge eine *conditio sine qua non* ist. In demselben Heft wird ein Vergleich angestellt zwischen der Stallviehzucht bei uns und in der Steppenwirtschaft bei in Deutsch-Südwestafrika. Widerstandsfähiger gegen Witterungseinflüsse als die Ziege ist das Schaf, am besten anpassungsfähig ist das Rindvieh.

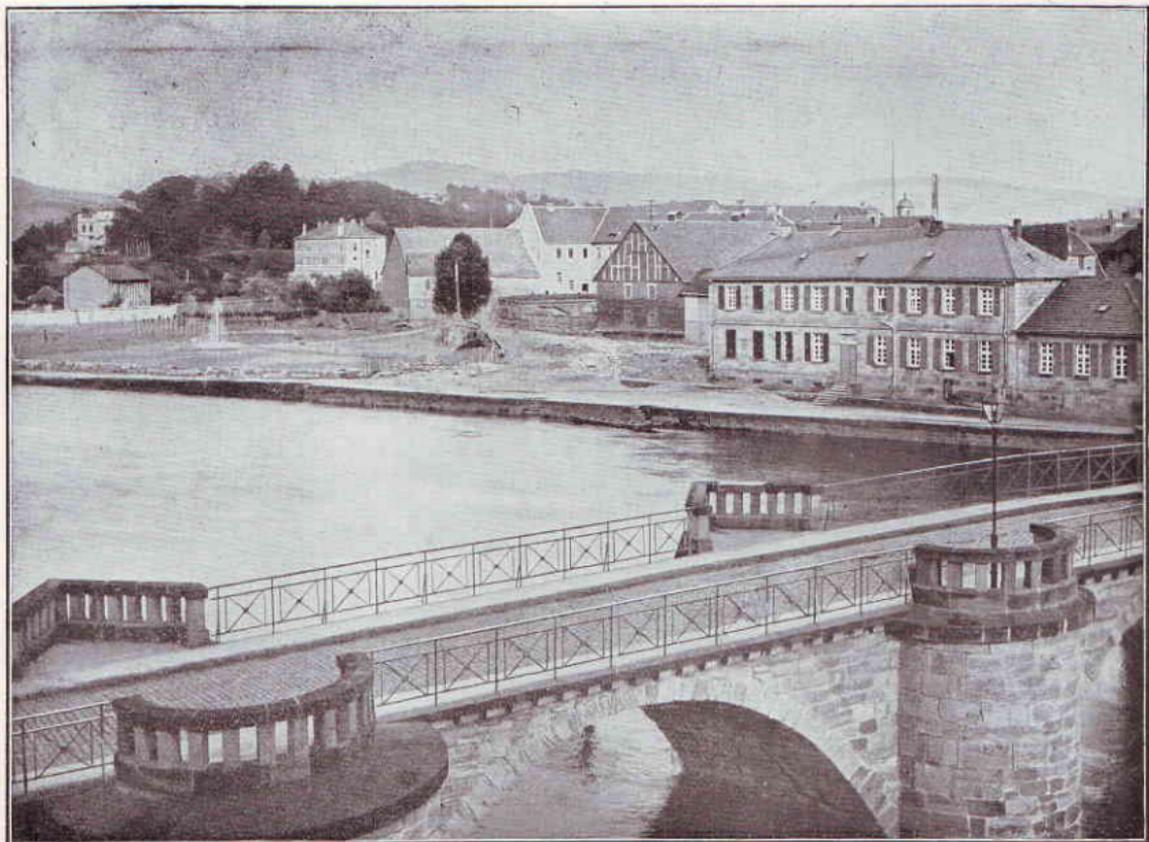
Dr. M. Schulte im Hofe bespricht Versuche mit einer Faurel'schen Kanie-Defortifikations-Maschine, Die Aufstellung von 2 Maschinen kostet 4840 Mk. Die Unkosten für Kultur und Verarbeitung der Kanie etwa 2700 Mk. Der Ertrag von 3 ha ist etwa 9000 kg. Rohfaser, also kostet 1 kg. Rohfaser 0,30 Mk. Der Marktpreis für 1 kg. ist etwas höher als 0,60 Mk.

Einer am Kilimandscharo Station Moschi gefundenen Kautschukliana ist der Name Clitandra Kilimandjarica Warb beigelegt worde.

Das aus der Gegend von Otavi (Deutsch-Südwestafrika) stammende Gummi arabicum ist außer für medizinische Anwendung für alle anderen Zwecke geeignet. Es zeigt nämlich eine gallertartige Beschaffenheit beim Auflösen in Wasser, was echtes Gummi arabicum nicht hat.

Es geht uns die interessante Mitteilung zu, daß die diesjährige erste Ernte der Usambara-Kaffeebau-Gesellschaft von dem Halle'schen Kolonial-Hause aufgekauft und direkt an die Konsumenten weiter gegeben werden soll. Infolge der günstigen Witterung während der Reise ist der Usambara-Kaffee vorzüglich ausgefallen und kann daher, wie auch die übrigen deutschen Kolonial-Erzeugnisse, mit fremdländischen Produkten, die meistens erheblich teurer sind, erfolgreich in Wettbewerb treten.

Ein Versuch mit den deutschen Uebersee-Produkten, die das genannte Haus gleich dem Berliner, Kasseler und Wiesbadener Kolonial-Haus immer mehr einzuführen bemüht ist, wird sicherlich den Beweis von der Ertragsfähigkeit Deutsch-Ostafrika's liefern.



Auszug aus dem Gästebuch der Deutschen Kolonialschule Wilhelmshof.

Der „Wilhelmshof“ treibt neue Sprossen: Bald wird der
„Lindenhof“ erschlossen.

30. September 1900.

Dr. E. Kapff,
Stuttgart-Ganstadt.

Robert Willi 7. October 1899 bis 3. September 1900.

Paul Hamel 15. Mai 1899 bis 3. September 1900.

Furchtlos und stark
Deutsch bis ins Mark
Sei jeder von uns!

Wilhelmshof, 2. September 1900.
Fritz Linder.

Du botst mir Schule, Dach und Haus,
Du kloster stattlich groß;
Geh nicht mehr in Dir ein und aus,
Muß in die weite Welt hinaus,
Wie schwer reiß ich mich los!

Karl Uhl, 7. October 1899 bis 5. September 1900.

Eug. Frank, 8. Juli 1899 bis 5. September 1900

Hermann Consten, 16. October 1899 bis 5. September 1900

W. Meyer, 7. October 1899 bis 5. September 1900.

J. B. Bruggen, Prof. Baugen

22. 9. 1900.

Ernst Fliedner, Pfarrer, Mambach bei Niederheimbach a. Rh.,

Kr. St. Goar.

5. October 1900.

Prof. Dr. von Eckenbrecher, Berlin

6. October 1900.

30. October 1900. Joh. Bonifat, Pfarrer, Wahlhausen (Werra.)

4. November 1900. Dr. P. von Romburgh, Professor, Eutenzorg (Java)

2. November 1900. Heinrich Hartert, Marburg

8. December 1900. Eug. Hildebrand, Deutscher Konsul in Tepic.
(Mexiko).

Die Völkerkunde und die Kolonialwirtschaft.

Vom Herausgeber.

Oberflächliche Beurteiler haben die Frage aufgeworfen, ob für die Koloniarbeit und zumal für unsere Kulturpioniere neben den wirtschaftlichen und technischen Arbeitsmitteln die theoretische Kenntniss der Völkerkunde praktischen Wert habe. Es ist gewiß, daß die bedeutendsten Erfolge namentlich in den Anfängen der europäischen Kolonialgeschichte ohne oder doch mit sehr geringen völkerkundlichen Kenntnissen der Konquistadoren errungen sind. Was frug ein Vasco da Gama, ein Albuquerque, was ein Cortez, ein Pizarro oder ein John Cabot, Josiah Child, Warren Hastings, ja auch ein Cook nach Völkerkunde. Und wie gering ist in der neuesten Kolonialgeschichte die Zahl derer, die afrikanische und andere Lorbeeren suchten und dabei als Stück ihrer Ausrüstung eine auch nur einigermaßen ausreichende Kenntniss von Land und Leuten ansahen. Freilich Columbus wie nicht minder seine Nachfolger würden manche verhängnisvolle Fehler vermieden haben, wenn sie mit mehr Verständnis und Feinsinn für die Eigenart fremder Völker ausgestattet gewesen wären. Das Casas weittragender Irrtum, der zum afrikanischen Sklavenhandel führte, beruht auf einer Verkennung der Thatfachen, die ihm selbst nach dem damaligen Stand völkerkundlichen Wissens nicht hätte begegnen dürfen. Welche Fülle von Ungemach hat ferner England in Indien und in Afrika schon sich zugezogen durch das sonderlich beschränkte Verständnis für die Eigenart anderer Völker. Und manch einer unserer neuzeitlichen Kolonialhelden und -arbeiter ist gerade an der Klippe der Eingeborenenbehandlung gescheitert.

Aber sei dem wie es sei, mag vielleicht der Kolonial-Eroberer unbeschadet seiner Erfolge zeitweilig Thatkraft und zielbewusste Rücksichtslosigkeit an Stelle von verständnisvollem Eingehen auf Landes- und Volks-Eigenart setzen, der kolonisierende Kulturpionier, Pflanzer, Ansiedler und Landesvertreter hingegen ist im täglichen Leben, im Großen, Kleinen und Kleinsten seiner Berufsarbeit so sehr abhängig von seiner eingeborenen Umgebung, daß er sich den Luxus souveräner Nichtbeachtung und selbstgewisser Nichtachtung seiner neuen Landsleute nicht leisten kann. Ja, je weitblickender und einsichtiger sein Verständnis ist für die Lebensbedingungen, Anschauungen, Sitten und Arbeiten fremder Völker, um so leichter wird er sich hineinfinden in die besonderen Aufgaben und Bedürfnisse des Verkehrs mit seiner fremdartigen Umgebung.

Daraus ergibt sich unmittelbar die engste und praktisch wirksamste Beziehung der Völkerkunde zum kolonialen Wirtschaftsleben. Namentlich die Arbeiterfrage, die wie in den alten Kulturländern, so auf den neuen Pflanzungs- und Siedelungsgebieten die größten Schwierigkeiten mit sich bringt, — erfordert von dem Kolonialarbeiter ein besonderes Maß nicht nur von Menschenkenntnis im Allgemeinen, sondern von **V ö l k e r k e n n t n i s s**.

Dem das thörichte Schreckgespenst einer drohenden Uebervölkerung der Erde, wovon die Volkswirtschaftslehre kaum vergangener Tage noch ernstlich redete, ist dem allgemeinen, oft verzweifelten Klagegeschrei über Mangel an Menschen gewichen. Darin ist sowohl der deutsche Landwirt mit dem Industriellen, sowohl der Engländer mit dem Deutschen, Franzosen, Russen und Oesterreicher oder Ungarn einig, — als auch an der West- und Ostküste Afrikas, in Neuguinea, Samoa, Hawaii, Australien, Süd- und Nordamerika ertönt der Ruf: „Schafft uns Menschen, Arbeiter; denn ohne die fleißigen Menschenhände nützt uns alles Land, alle Bodenschätze, aller Segen der Natur nichts!“ Noch immer ist eben der Bordersatz des uralten Wortes: „Füllet die Erde!“ die unerläßliche Bedingung zu dem Nachsatz: „Und machet sie euch unterthan.“

Auch in den Kolonien bewährt sich die alte Erfahrung der Heimat, daß derjenige Arbeitgeber am wenigsten Not mit seinen Arbeitern hat, der sie richtig zu nehmen weiß, der ihren berechtigten Lebensgewohnheiten und =Bedürfnissen gebührend Rechnung trägt, der die gehörige Mitte immer zu halten versteht zwischen dem zu schroff und hart und dem zu schlaff und nachgiebig und der bei aller Bestimmtheit eines gebietenden Herrn doch stets seinen Arbeitern das Gefühl der Achtung nicht vermissen läßt. Man redet so viel bei uns von der Notwendigkeit der Erziehung zur Arbeit in den Kolonien, aber man sollte auch allseitig die Konsequenz daraus ziehen, daß jeder Kolonial-Arbeitgeber in erster Linie ein Erzieher ist, ein Erzieher in um so strengem Sinn des Wortes, als die meisten Völker, die für unsere deutschen Pflanzungen und Betriebe als Arbeiter in Betracht kommen, thatsächlich sind — in ihren guten wie ihren bedenklichen Seiten — „wie die Kinder.“ Ebenso wenig wie ein Vater, eine Mutter, ein Lehrer gut und erfolgreich Kinder erziehen können, wenn sie nicht die nötige Kenntnis und Einsicht haben von dem Seelenleben und den Lebensbedingungen eines Kindes, — ebenso wenig, ja noch viel weniger kann ein europäischer Arbeitgeber auf Erfolg hoffen bei Behandlung und Erziehung zur Arbeit bei seinen eingeborenen Arbeitern, wenn er nicht das nötige Verständnis für deren Eigenart hat. Denn er ist gegen den heimatischen Erzieher ja noch im Nachteil, da dieser alle Stadien des Kindeslebens und den Kampf des Heranwachsens und Werdens selbst durchlebt hat, während der europäische Kulturmensch den Anschauungen und Eigenheiten der Natur- und Halbkulturvölker von Haus aus ganz fremd und oft recht gegensätzlich, sogar unverständlich gegenüber steht, zumal wenn er unvorbereitet ihnen entgegen tritt. Unter dem Gesichtspunkt bekommt die Völkerkunde für unsere Kulturpioniere gerade zu die Bedeutung einer „Pädagogik“, die ihm erwünschteste Fingerzeige giebt für seine angewandte Pädagogik, für seine praktische Erziehungsthätigkeit in seiner Erziehungskunst an seinen Arbeitern, und nicht zum wenigsten an den „Naturkindern.“

die er gerne für seine Dienste erst noch gewinnen möchte. Die Beispiele dafür, daß dies sich als tatsächliche Erfahrung in der gesammten Kolonialgeschichte, und nicht zum wenigsten auch in unseren deutschen Kolonien sich erwiesen hat, liegen zahlreich vor. Wenn man z. B. in Westafrika Bantuneger, die in der Heimat auskömmlich an Gemüse und Fleischkost gewöhnt sind, wie jeder einigermaßen in der Völkerkunde Bewanderte weiß, vorwiegend mit minderwertigem Reis und Ähnlichem, wie die Skulis, zu beköstigen versucht hat, wenn man ebendort die allbekannten Anschauungen eines Stammes über die Familien- und Gattenehre glaubte rücksichtslos mißachten zu können, so konnte man sich nicht wundern, wenn das gerade nicht zu weiterem Europäerdienst ermutigte. Ist nicht ferner einer der furchtbarsten Aufstände, die England in Indien zu bekämpfen hatte, verhängnisvoll geschürt worden durch unbedachte Rücksichtslosigkeit gegen die religiösen Gefühle der eingeborenen Soldaten. Manch bittere Enttäuschungen ferner, welche der Jesuitenstaat Paraguai seinen Freunden gebracht hat, beruht auch auf ethnographischen Irrthümern, die den sonst so zielbewußten Vertreter ihres Ordens begegnet waren. Während umgekehrt die Erfahrungen mancher Pflanzler in Ost- und Westafrika, auf dem Nyassahochland und in der Südsee es bestätigen, daß bei gerechten, verständigen, „unfollgerigen“ Herren ernstliche Gründe zur Klage zu den großen Seltenheiten gehören — sicher nicht häufiger sind, als bei uns zu Lande.

Ganz dieselben Verhältnisse bedingen ein gewisses Mindestmaß von völkerkundlichem Verständnis im Handel und Verkehr. Wie will man ferner überhaupt mit fremden oder halbkultivirten Völkern Handel treiben ohne genaue Einsicht in ihre Gewohnheiten, Sitten und ihre Lebensweise. Gewiß, das Beste und Erfolgreichste in der Richtung lernt man — wie alle Dinge — durch die Praxis, durch die Erfahrung mit Land und Leuten. Aber Vorkenntnisse, Grundbedingungen des Verständnisses erleichtern nicht nur die praktische Erfahrung, sondern sie bewahren vor unnützem Lehrgeld zahlen, da das notwendige Lehrgeld, die unvermeidlichen Ankosten ohnehin schon groß genug sind. Die Zeiten sind vorüber, wo man in kindlicher Naivität meinte, mit einpaar abgeschabten roten Husarenjacken, schlechtestem Glasperlschund und dgl. Handel und Wandel unter Eingeborenen Völkern aufrechterhalten zu können, nein, es gehört sogar oft ein peinliches sorgsames Studium dazu, um die entscheidenden Wünsche und Bedürfnisse desselben zu ergründen und ihren wunderlichen Eigenheiten und Ansprüchen im Waaren- und sonstigen Verkehr Rechnung tragen zu können.

Das Geheimnis der holländischen Kolonialerfolge neuester Zeit auf den Sundainseln liegt zum wesentlichen Theil darin, daß sie mit großem völkerkundlichem Verständnis und mit der besondern deutschen Fähigkeit des Einverständens in fremde Eigenart, — allerdings auch geschult durch schwere Erfahrungen, — sich als Meister zeigen in der Behandlung der Malayischen Eingeborenen,

in der geschickten Benützung und Beachtung der sozialen und staatlischen, häuslichen, gewerblichen, religiösen und sittlichen Anschauung dieser Klasse. Die wunderbaren Erfolge andererseits, die der Schotte *Livingstone* ein Menschenalter lang in innigster Gemeinschaft mit dem dunklen Erdteil und seinen Bewohnern errungen hat, die Thatsache, daß er den Afrikanern ein Afrikaner wurde und damit einen Einfluß auf Land und Leute gewann, der den Anstoß zur neuen Afrikanischen Geschichte und Kulturentwicklung gab, und heute noch fortwirkt, — das verdankt dieser schlichte Mann in erster Linie seiner unermüdlchen Thatkraft, gepaart mit edler Gemütsiefe, die ihn schon als Knaben und armen jungen Spinner zu vielseitigsten Forschungen trieb und ihn nicht nur zu einem religiös tiefgründigen, sondern auch zu einem naturwissenschaftlich, geschichtlich und völkerkundlich reichgebildeten Mann machte.

Es ist sicherlich auch nicht „Zufall“ oder reine „Glücksfache“, daß unter unseren ersten Kolonialhelden sonderlich durch Erfolge gerade bei den ersten schwierigen Unternehmungen *Wißmann* hervorragt. Denn das wird allgemein an ihm anerkannt und gerühmt, er verstand es vortrefflich mit den Negern umzugehen, dank seinem Verständnis für die afrikanische Eigenart. Die Eingeborenen verehrten ihn als ihren strengen aber wohlwollenden Gebieter, als den großen Herrn, der zugleich ihr väterlicher Freund war.

Jedoch neben dieser, entschieden sehr praktischen Bedeutung der Völkerkunde für unsere Kulturpioniere wollen wir die idealen Seiten auch nicht gering anschlagen. Denn abgesehen von der Annehmlichkeit und Behaglichkeit, die gerade in den Unfertigkeiten des Kolonistenlebens doppelt schätzenswert dadurch befördert wird, daß ein möglichst gutes Verhältnis besteht zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, zwischen Beamten und Diener, Europäer und Eingeborenen, — welche Fülle von Anregungen kann der aufmerksame Beobachter inmitten einer fremdartigen Bevölkerung schöpfen aus den wissenschaftlichen Gesichtspunkten, die ihm völkerkundliche Kenntnisse darbieten. Er wird nicht nur mit ganz andern Augen sehen, was um ihn vorgeht, was die Menschen da thun und treiben, wird mit sinnigem Verständnis beobachten, sondern auch die Langerweile und Eintönigkeit einsamer Pionier-Posten durch verständnisvollen Sammeleifer zu kürzen, zu versehenen wissen. Die Gefahr des Banalitäts und Stumpfseins ist ohnehin sehr groß für das Kolonie- und Ansiedlerleben, wohl dem, der dagegen in allerlei edler, wissenschaftlicher u. dgl. Anregung ein Mittel, das sein äußeres Leben schmückt und ihn zugleich innerlich befriedigt neben der Sorge und dem Segen der alltäglichen Berufsarbeit.

Endlich aber sei hier noch das Wort hergesezt, worin der bedeutende Ethnograph Prof. Dr. Friede Nagel den Wert der Völkerkunde feinsinnig zusammenfaßt:

„Durch die ganze Völkerbeurteilung geht die unzweifelhafte Grundthatsache des Gefühls individueller Ueberhebung, daß man

lieber ungünstig als günstig über seine Nebenmenschen denkt. Wir sollen wenigstens streben, gerecht zu sein, und dazu mag uns die Völkerkunde verhelfen, die, in dem sie uns von Volk zu Volk, Stufe auf, Stufe ab führt, den wichtigen Grundsatz einprägt, bei allen Handlungen der Menschen und der Völker sei vor jeglicher Beurteilung zu erwägen, daß alles, was von ihnen gedacht, gefühlt, gethan werden kann, einen wesentlich abgestuften Charakter hat. Alles kann in verschiedenen Graden geschehen; nicht Klüfte, sondern Gradunterschiede trennen die Teile der Menschheit. Aufgabe der Völkerkunde ist daher nicht zuerst der Nachweis der Unterschiede, sondern der Nachweis der Uebergänge und des innigen Zusammenhangs; denn die Menschheit ist ein Ganzes, wenn auch von mannigfaltiger Bildung. Und wenn man auch nicht oft genug betonen kann, daß ein Volk aus Individuen besteht, die bei allen seinen Bethätigungen die Grundelemente sind und bleiben, so reicht doch die Uebereinstimmung dieser Individuen in der Anlage so weit, daß die von einem Menschen ausgehenden Gedanken ihres Wiederhalles in anderen sicher sind, wenn sie bis zu ihnen ihren Weg finden können, so wie derselbe Same auf gleichem Boden gleiche Früchte trägt.“

Versuche am falschen Fleck.

Eine Warnung für unsere Kulturpioniere

von

Dr. Hindorf-Köln,

Director der Rhein. Handel Plantagengesellschaft.

Seit einer langen Reihe von Jahren habe ich immer und immer wieder Gelegenheit gehabt, mit eigenen Augen in unseren Kolonien zu sehen, oder aus Berichten zu entnehmen, daß Pflanzler und Ansiedler in unseren Kolonien sich vielfach solchen Zweigen des Pflanzenbaues oder der Viehzucht zuwandten, bei denen der Kundige mit Sicherheit den Mißerfolg hätte vorher-sagen können, oder wo doch wenigstens der Ausfall von vorn-herin sehr zweifelhaft war. Derartige Mißgriffe sind zwar in neuen Kolonien und bei einem so jungen Kolonialvolk wie wir es sind, nicht ganz zu vermeiden, sie kommen bei uns aber doch häufiger vor, als nötig. Selbstverständlich sollen und müssen in unseren Kolonien immer und immer wieder zahlreiche Versuche gemacht werden, aber es ist nicht Sache der kleinen Pflanzler und Ansiedler, oder ganz neuer Unternehmungen, sich von vornherein mit solchen Versuchen zu befassen. Die Versuche sind Sache der Versuchsstationen und der älteren, kapitalkräftigeren Unternehmungen im Lande. Der kleine Pflanzler oder Ansiedler soll sich solchen Betriebszweigen zuwenden, die im Lande bereits erprobt sind, die außerdem unter den obwaltenden örtlichen, zeitlichen und persönlichen Verhältnissen die günstigsten Bedingungen aufweisen, die ferner nicht mit besonderen technischen oder wirtschaftlichen Schwierigkeiten verbunden sind, und bei denen man stets auf einen leichten und guten Absatz der Erzeugnisse rechnen kann. So lange entsprechende Erfahrungen überhaupt noch nicht vorliegen, ist die betreffende Kolonie zur Aufnahme von Ansiedlern und kleineren Unternehmern noch nicht reif, und es bleibt dann besser kapitalkräftigen Unternehmern und staatlichen Versuchsstationen überlassen, die erste Erschließung des Landes zu bewirken.

Aber auch diese sollen sich zunächst mit denjenigen Betriebs-zweigen befassen, die nach der Natur des Landes und nach dem Standpunkt seiner wirtschaftlichen Entwicklung möglichst große Aussicht bieten, dort erfolgreich betrieben werden zu können, die also mit anderen Worten der Wahrscheinlichkeit nach in erster Linie von wirtschaftlicher Bedeutung für die betreffende Kolonie werden könnten.

Einige Beispiele mögen das Gesagte verdeutlichen.

Es war durchaus richtig, daß man bei der wirtschaftlichen Inangriffnahme von Usambara im Jahre 1891 alsbald große Kaffeepflanzungen anlegte; denn die Klima-, Boden- und Arbeiter-verhältnisse ließen mit Sicherheit voraussehen, daß der Betrieb von Kaffeepflanzungen dort möglich und lohnend sein werde. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß auf der ersten Kaffee-

pflanzung in Usambara, Derema, nun auch kleine Versuchsanpflanzungen verschiedener Art, so von Thee, Zimmet, Cardamom, Areca-Palmen u. a. gemacht wurden. Aber daß nun auch alsbald, d. h. in den Jahren 1893 bis 1896, Theesträucher in großem Maßstabe auf verschiedenen Pflanzungen in Usambara angepflanzt wurden, das war ein Mißgriff, der nicht hätte vorkommen sollen. Zwar sagen Klima und Boden dem Thee in Usambara sehr zu, und ich bin überzeugt, daß Ost- und West-Usambara in einer Reihe von Jahren guten Thee in erheblichen Mengen auf den Markt bringen werden; aber damals und auch in den letzten Jahren waren in den meisten Gebieten von Usambara die Arbeiterverhältnisse noch nicht darnach angethan, daß die Anlage von großen Theepflanzungen rätlich gewesen wäre. Es mangelte bisher noch zu sehr an geschickten und intelligenten Arbeitern und vor allem stand und steht auch heute noch fast überall in Usambara die billige Frauen- und Kinder-Arbeit nicht in dem Maße den Pflanzungen zur Verfügung, wie das zum rentablen Theebau erforderlich ist. So ist es denn gekommen, daß man auf keiner der Pflanzungen in Usambara dazu übergegangen ist, die Theesträucher sachgemäß zu behandeln und abzuernten, und die Maschinen und sonstigen Einrichtungen für die Erntebereitung des Thees zu beschaffen, und schließlich hat man die Theepflanzungen bis auf wenige Sträucher wieder ausgerodet. — Die Staffeepflanzung Magrotto, die von allen Pflanzungen in Usambara die günstigsten Arbeiterverhältnisse hat, und die auch über zahlreiche Frauen- und Kinderhände zum Pflücken der Theeblätter verfügen würde, ist meines Erachtens in erster Stelle berufen und in der Lage, die auf anderen Pflanzungen mißglückten Versuche wieder aufzunehmen und erfolgreich zum Ziele zu führen.

Hatte man fast mit Sicherheit voraussagen können, daß der arabische Kaffee in den Usambara-Bergen erfolgreich würde angebaut werden können, so war es andererseits sehr zweifelhaft, ob der Liberia-Kaffee in der dem Usambara-Gebirge vorgelagerten Buschsteppe ein günstiges Gedeihen finden würde. Trotzdem sind hier ohne genügende Vorversuche an mehreren Stellen große Anpflanzungen von Liberia-Kaffee vorgenommen worden, deren Gedeihen jetzt leider viel zu wünschen übrig läßt.

Viel Geld ist auch verloren worden durch die Vornahme ausgedehnter Anpflanzungen von Kautschuk-Bäumen im Tanga-Bezirk; die Mehrzahl der Bäume ist bald wieder eingegangen, und die andern lieferten eine ganz ungenügende Ausbeute. So wünschenswert auch Versuche mit der Kultur der Kautschukbäume sind, so sollte man doch nicht eher zu großen, kostspieligen Anpflanzungen gehen, ehe nicht durch kleinere Versuche über die für den betreffenden Landstrich zu wählende Art der Kautschukbäume, über ihr Gedeihen und ihre Erträge einigermaßen Klarheit geschaffen worden ist.

Ein anderer, häufig gemachter Fehler, der viel Geld kostet, ist der, daß in unseren Kolonien von den Pflanzungsunter-

nehmungen der Europäer Lebensmittel für die Arbeiter, z. B. Mais, Hirse, Wurzelfrüchte, Bananen u. s. w. angebaut werden die meist mit viel geringeren Kosten von den Eingeborenen eingekauft werden können. Zuweilen werden von den europäischen Unternehmern auch andere Kulturen betrieben, die überhaupt nicht lohnend genug sind, um die hohen Unkosten europäischer Unternehmungen decken zu können. So hat z. B. noch in neuester Zeit ein großes, teuer arbeitendes Pflanzungsunternehmen in Deutsch-Ostafrika spanischen Pfeffer im Großen angebaut und die Früchte nach Europa exportiert. Daß dabei die Unkosten nicht herauskamen, kann nicht Wunder nehmen. Der spanische Pfeffer ist erstens kein großer Welthandelsartikel, und zweitens ist er, obgleich er überall in den Tropen wild wächst, doch mehr eine Kultur der Subtropen. In den Subtropen sind aber durchgängig die Produktionsbedingungen für spanischen Pfeffer günstiger als auf tropischen Europäer-Pflanzungen.

Solcher und ähnlicher Beispiele ließen sich noch eine ganze Reihe beibringen. Die Schädigung, die unsere Kolonien durch derartige Mißgriffe erlitten haben, ist recht bedeutend, und zwar in mehrfacher Hinsicht: denn die Mißerfolge kosten Geld, sie nehmen den Pflanzern und Ansiedlern die Schaffensfreudigkeit und den Mut, und sie bringen die Kolonien in Mißkredit.

Daher sei hier den neuen Unternehmungen, und besonders den kleinen Ansiedlern und Pflanzern in unseren Kolonien nochmals ans Herz gelegt, sich bei der Auswahl ihrer Betriebszweige an das Vorbild der älteren und erfolgreichsten Unternehmungen zu halten, und für den Anfang auf Versuche und Einführung neuer Kulturen zu verzichten. Umsomehr müssen es die altansässigen, erfahrenen und erfolgreichen Pflanzern und Ansiedler als ihre Aufgabe betrachten, durch Versuche und durch Einführung neuer Wirtschaftszweige die Zahl der Erwerbsmöglichkeiten vermehren, und die Grundlage für das Gedeihen der Kolonie immer mehr verbreitern zu helfen. Allein können sie aber die vielen und großen Aufgaben nicht lösen, die auf diesem Gebiete vorhanden sind und immer neu entstehen; hierfür bedürfen wir der Mitarbeit staatlicher Versuchsstationen.



Deutscher Auswanderer!

Du willst Heimat und Freundschaft verlassen, um in fernem Land ein neues Heim zu suchen. Viel ist's, was du hinter dir lässest, und die Freiheit von Urwald und Grassteppe bringt manche Entbehrung mit dir. Aber dein Geschick oder dein Wandertrieb führt dich nun einmal in die weite, weite Welt. Wer rät dir und giebt verlässliche Kunde von den fernen Ländern? Wer giebt Auskunft auf Bahn und Schiff? Wer warnt vor Gefahren des Betrugs und der Verführung in den großen Seestädten, unter den vielen fremden Menschen? Wer will wie ein treuer Eckardt von Anfang bis zu Ende dich in uneigennütziger, christlicher und deutschbrüderlicher Weise mit Rat und Schutz geleiten? Das ist der Ev. Hauptverein für deutsche Auswanderer und der von ihm bestellte Auswanderer-Anwalt mit seinen Vertrauensmännern daheim und über'm Meer. Er spricht auch jetzt zu dir also:

Schau an, lieber Auswanderer, das Titelbild! Wo du weilst, zu Wasser oder zu Land, ist Jesus über dir; hat er doch verheißen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Du weilst, mit unserm Luther darfst du singen: „Ein' feste Burg ist un'er Gott“, und mit dem eisernen Kanzler Bismarck rühmend bekennen: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.“ Darum schäme dich des Evangeliums nicht und nirgends. Aber gedenke auch stets, daß du ein Deutscher bist, ein Sohn des edlen Volkes, das schon vor tausend Jahren der große Sachsenkaiser Otto zu stolzer Reichesherrlichkeit geführt, und der alte Kaiser Wilhelm der Große zu neuem Glanz erhoben hat. Wie einst schon König Heinrich den deutschen Schild hielt über Bauer und Bürger zu friedlicher Arbeit auf mühsam erkämpfter Scholle, so heute ein hochgemuter Kaiser, der den Sohn des Vaterlandes auch in der Fremde nicht vergißt und in gerechter Sache sich stets eines deutschen Bürges daheim und draußen annehmen wird.

So zieh denn hin mit Weib und Kind und deiner Habe. Bete und arbeite! Pflanz' und bau, Gott vertrau! Auch über'm Meere leuchtet des Ewigen Sonne, und strahlt aus lichter Höhe des Friedefürsten Kreuz. Vergiß auch unter Palmen n'cht das Land der Eichen und der Linden, die deutsche Heimat!

Vorstehendes ist Abdruck der ersten u. zweiten Seite unserer Auswanderer-Karten.

Ev. Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer.

Ueber die Kirchen- und Schul-Zustände in dem sonst so aussichtsreichen deutschen Kulturgebiet in Südbrasilien entnehmen wir dem eben erscheinenden Buch von dem früheren Reiseprediger in Rio Grande do Sul, Pfarrer Hoppe: Aus dem Tagebuch eines brasilianischen Urwaldspfarrers, (Essen, Bädeler 2 Mt.) S. 120 Folgendes: Die Thatsache, daß unsere deutschen Kolonisten lieber den elendesten Menschen zum Lehrer nehmen, wenn er nur deutsches Lesen und Schreiben den Kindern beibringt, als daß sie ihre Kinder in die Regierungsschule schicken, hat noch einen tieferen Grund. Die Regierungsschulen dürfen nur in der Landessprache, also portugiesisch unterrichten. Unsere deutschen Kolonisten wollen aber um jeden Preis ihre Eigenart bewahren und die erste Bedingung dafür, die deutsche Sprache ihren Kindern erhalten. . . . Diese Fähigkeit im Festhalten des höchsten nationalen Gutes sollte nicht nur unsere Bewunderung im alten Vaterland erwecken, sondern **alle Freunde deutschen Volkstums** anspornen, auf alle Weise unsre Brüder draußen in ihrem Streben **zu unterstützen**.

S. 95: Der Krebschaden bei unserer Arbeit ist der Umstand, daß wir keine Missionskirche sind. Und warum sind wir keine Missionskirche?

Weil die deutschen evangelischen Heimatskirchen keine Missionspflicht ihren ausgewanderten Söhnen gegenüber gefühlt haben.

Weil die deutschen evangelischen Heimatskirchen teilnahmslos lange Zeit dem geistlichen Zerfallsprozeß unter ihren ausgewanderten Söhnen zugehauert haben.

Weil „die Gemeinden“, das Produkt der Selbsthilfe der vernachlässigten Auslandsöhne, eine solche Entwicklung im allgemeinen genommen hatten, daß keine noch so treue Arbeit der wenigen berufenen Sendboten daran ändern konnte.

Weil die ordnungsmäßig berufenen Pfarrer, abgesehen von den Sendlingen des evangelischen Oberkirchenrates in Berlin und neuerdings des Luther. Gottesdienstes, keinerlei Rückhalt haben, sondern in ihrer äußeren Existenz von Gnade und Ungnade der fast durchweg materiell gesinnten „Gemeinden“ abhängen. —

Weil die ordnungsmäßig berufenen Pfarrer zum einen Teil, um leben zu können, Pflanzparochien verwalten müssen, welche sie nicht einmal „kirchlich“ regelrecht zu bedienen vermögen.

Weil die ordnungsmäßig berufenen Pfarrer, um ihr Dasein fristen zu können, zum anderen Teil der Schule sich widmen müssen, wobei weder ein halbwegs genügender Konfirmandenunterricht erteilt, noch Seelsorge getrieben werden kann.

Weil die ordnungsmäßig berufenen Pfarrer, im niederdrückenden Gefühl ihrer menschlichen Verlassenheit, unter dem Druck von Nahrungs- und Erziehungsorgen, infolge Mangels an geistiger Anregung, bei der physischen Unmöglichkeit, sich selbst weiter zu bilden, zum Teil selbst ein

Opfer der Verhältnisse werden, die sie vorher nicht gekannt haben, aus denen sie nicht mehr heraus können, in die sie aber der Wunsch hinein- geführt hatte, der großen Sache des Reiches Gottes zu dienen. —

[Gaben und Mitgliederbeiträge für entgegen die Geschäftsstelle des Hauptvereins zu Witzhenhausen o. W.]

Aus Hermann: Viehzucht und Bodenkultur in Südwestafrika, zugleich Ratgeber für Auswanderer (s. o. unter Bücherei und Lesezimmer) sehen wir folgenden Vorschlag hieher, dessen Verwirklichung auch wir empfehlen möchten.

„Leider ist es bis jetzt versäumt worden, Maßregeln zu treffen, die es dem ankommenden Ansiedler ermöglichen, so schnell und so kostenlos wie möglich in den Besitz seiner Scholle zu treten. Die Leitung der Besiedelung des Landes wurde verschiedenen Gesellschaften anvertraut, die aber alle ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind und, wie es ja natürlich ist, etwas zu sehr ihren eigenen Vorteil dem Ansiedler gegenüber im Auge haben. Aber auch diese Gesellschaften haben ihren Sitz in Europa oder hier tief im Innern, so daß der Zuwanderer, der Land erwerben will, hier gelandet zu seinem größten Erstaunen findet, daß nun erst der schwierigste und kostspieligste Teil seiner Reise zu beginnen hat.

So wie heute die Verhältnisse liegen, muß der Einwanderer nach Windhut reisen, eine Wegestrecke von etwa 300 Kilometer, um hier mit der Regierung oder dem Vertreter der Siedelungsgesellschaft in Verbindung zu treten, und ist damit zu einem längeren Aufenthalt in diesem Ort gezwungen. Nirgends in der Welt reist man so teuer, langsam und schlecht, wie hierzulande, und der teuerste Aufenthaltsort auf dem Erdenrunde ist Windhut. Durch die auf diese Weise notwendige Reise dorthin und den Aufenthalt dortselbst entstehen dem Ansiedler also ganz ungeheure Unkosten. Kommt derselbe gleich mit Familie heraus, so wird es ihm fast unmöglich, gleich mit dieser die weite und teure Reise anzutreten; er wird dann besser thun, Frau und Kind einstweilen in Swatopmund unterzubringen, um sie später nachzuholen, wenn ihm sein Grundstück überwiesen ist.

Aus mancherlei Gründen geht dieses nicht so schnell als man glauben sollte, und muß daher der Ansiedler eine erhebliche Summe, mindestens 500 Mark für diese Verzögerung in Anschlag bringen. Es ist zu hoffen, daß dieser höchst unangenehme Uebelstand recht bald in Wegfall kommt. Wenn mit gutem Willen die Besiedelung in Angriff genommen wird, wird es auch leicht sein ihn zu beseitigen —“

Ansiedelung und Dienstpflicht.

Es dürfte für unsere Kameraden und Freunde von großem Interesse sein, den Inhalt des nachstehenden Schreibens kennen zu lernen, der manchem zukünftigen Südafrikaner wertvolle Winke für seine Dienstpflicht giebt.

An den Direktor der deutschen Kolonialschule Wilhelmshof
Herrn Fabarius

W i e n h a u s e n.

Unter dem 14. IV. Nr. 1058 ist Euer Hohehrwürden Anfrage vom 12. II. d. J. betr. Erfüllung der Wehrpflicht im Schutzgebiete, beantwortet worden. Diese Antwort enthält u. a. die Angabe, daß ein einjährig Freiwilliger hier jährlich zu seinem Unterhalte 6000 Mark bedürfe.

Gewiß kann man auch mit weniger auskommen, da dies lediglich von den Ansprüchen des betreffenden Einjährigen abhängt. Wenn man indessen bedenkt, daß der niedrigst besoldete Schreiber bei der Regierung 3600—4000 Mk. bezieht und ein Angestellter in einem Kaufgeschäft neben freier Station mindestens 2400—3000 Mk. jährlich, so dürfte fragliche Summe doch nicht als übertrieben hoch bemessen erscheinen. Wenn man überhaupt in dieser Sache, wo es noch an Erfahrung fehlt, eine bestimmte Summe nennen will, so würde ich meinerseits als das Geringste 3600 Mk bezeichnen. Doch würde für sie eine Sparsamkeit unbedingte Voraussetzung sein.

Mancher mit der Berechtigung zum Einjährigen ausgestattete junge Mann hat daher schon vorgezogen, hier als zweijähriger zu dienen. Dies hat insofern weniger Bedenken als in der Heimat, als der Gouverneur berechtigt ist, jeden bei der Schutztruppe eingezogenen Erfahrekruten wieder zu entlassen, sobald seine Ausbildung genügend fortgeschritten erscheint. Der Letztere braucht daher nicht unbedingt volle 2 Jahre zu dienen, sondern kann schon nach einem Jahre wieder entlassen werden. Ich stelle daher ergebenst zur Erwägung, ob nicht die weniger Bemittelten Ihrer jungen Herren stets auf diesen Weg verwiesen werden sollen. Dieselben erhalten in diesem Falle neben freier Station monatlich 50 Mark Sold.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Leutwein

Kaiserlicher Gouverneur.

Zu gleichem Thema wird uns von einem Freunde aus Südwestafrika geschrieben, der die Verhältnisse sehr genau kennt:

1) Wollen Ihre jungen Herren es hier zum Reserveoffizier bringen, so ist ihnen abzuraten. *)

*) Anm. Das hat dienstliche und allgemeine Gründe, namentlich auch den, daß ein deutscher Ansiedler drüben die Qualität als Reserveoffizier gut entbehren kann, da ihn sozial wie militärisch seine Stellung als Europäer und Deutscher schon genügend hebt für Kriegs- und Friedenszeiten, falls er sonst nur ein tüchtiger Mann ist.

2) Wollen Sie nicht Reserveoffizier werden, so rate ich ihnen zu, ihre spätere dauernde Niederlassung im Schutzgebiete vorausgesetzt. Am 1. Januar jeden Jahres findet die Einreichung in die Truppen statt. Am besten würden Sie wohl den geeigneten Bewerbern — unter Beifügung der Papiere zur Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst — ein persönliches Empfehlungsschreiben an den Herrn Gouverneur mitgeben und dann würden diese sicher an dem Plage ihrer Wahl (die 4 später genannten Orte) eingestellt, sofern sie für tropendiensttauglich befunden werden. Letzteres läßt sich in Berlin beim Ober-Kommando der Schutztruppen, Mohrenstraße 7 I schon zuvor feststellen. Während der Dienstleistung haben sie reichliche Gelegenheit Land und Leute kennen zu lernen und sich eine Farm resp. den Ort, wo sie ihr Gewerbe betreiben wollen, auszusuchen. Die pekuniären Seite der Sache ergibt sich aus folgenden Berechnungen:

Essen pro Tag 4 Mk., pro Monat	120 Mk.
(nur in Windhoek, an anderen Orten billiger)	
Getränk z. B. 1 Fl. Bier 2,50 Mk. (Zur Erhaltung der Gesundheit dringend nöthig. Wasser nicht gut.)	75 "
Wohnung	40 "
Wäsche (siehe Essen)	20 "
(wird sehr schnell durch Waschen der Eingeborenen abgenutzt)	
Cigarren	8 "
Eingeborene Diener (einschließlich Bekleidung und Beföstigung) unbedingt notwendig, außerdem später sehr gut zu gebrauchen	15 "
Hufbeslag des Dienstpferdes	5 "
Dazu einmalige Ausgaben: Uniformen	600 "
Reise Hamburg-Windhoek 2. Klasse	600 "
	<hr/>
	4600 Mk.

Dazu kommen noch die große Abnutzung und der Verbrauch der Kleider etc. bei größeren Expeditionen und der dadurch bedingte Ersatz aus den teuern Kaufhäusern, wo Alles noch einmal so teuer wie in Deutschland ist, oft um das dreifache sogar. Den kleinen Staatszuschuß bei kriegerischen Expeditionen für Einjährig-Freiwillige kann man kaum in Rechnung bringen. Die Uniformen können aus den Truppenbeständen in Afrika gekauft werden. 3 Einjährige sind überhaupt erst in Südwest gewesen und die haben obige Summen und mehr verbraucht. Für Jemanden der sich später niederlassen will, dürfte Windhoek der geeignetste Platz zur Dienstleistung sein, da erstens in diesem Bezirk der Regierungssitz, ferner der beste Boden zu Farmen vorhanden ist, außerdem lernen die Angehörigen der Truppe in Windhoek den weitaus größten Teil des Schutzgebietes durch die vielen

Expeditionen und Ritte kennen. Sonst können Einjährige noch in folgenden Orten nach Wahl dienen: Keetmanshoop (Süden) Omaruru und Otjo (Norden). An diesen Plätzen würde es allerdings aus den verschiedensten Gründen wesentlich niedriger Zulagen bedürfen. Immerhin müßte auch dort ein selbst solide lebender jüngerer Mann über eine Summe von etwa 3600 Mark verfügen können, für heimatliche Verhältnisse allerdings eine unverständlich hohe Zulage. Aber es erhalten hier ja Leutnants ein Gehalt von 6300 Mk. und können damit in Windhoef — ohne Sprünge zu machen und ohne kostspielige Passionen — gerade auskommen.

Die pekuniäre Seite zusammengefaßt, kann man 3 Gruppen bilden, nämlich:

1) Außerhalb Windhoefs kann ein Einjähriger auskommen mit 3600 Mk.

2) Innerhalb Windhoefs kann ein Einjähriger — bei sorgfamer Einschränkung — auskommen mit 4600 Mk.

3) Innerhalb Windhoefs kann ein Einjähriger, bei besserer Pflege und ohne Einschränkung, aber auch ohne über die Stange zu hauen, auskommen mit 6000 Mk.

Wenn man den Vorteil, gelegentlich seines Dienstjahres Land und Leute kennen zu lernen, sowie vor allen auch die Zeiterparniß, in Betracht zieht, so sind die Zulagen von 3600 und 4600 Mk. garnicht so sehr hohe, zumal ja auch ohnehin das für die Uebersiedelung nötige Reisegeld mit eingerechnet ist.*) Die Erfahrungen, die man sonst sehr teuer bezahlen müßte, sind keineswegs zu unterschätzen, denn gerade der Landwirt kann bei der Truppe praktisch ungeheuer viel lernen.

*) Anm. Diese Mehrkosten können gegen die Kosten heimischen Einjährigendienstes (1500—2500 Mk.) entsprechend ihrem sonstigen Vorteil nicht groß erscheinen.

Anfiedler und Eingeborene.

Mitgeteilt von N. Papstein in Paraná-Brasilien.

Vertrauensmann des Hauptvereins.

Am 14. September d. J. — so schreibt der „Beobachter aus Curitiba“ — sind die „Bugres“ schon wieder und zwar jetzt zum siebenten Male in die Kolonie Luzena eingebrochen.

Zum Schauplatz ihres scheußlichen Ueberfalles haben sie sich diesmal die Linie Costa Carvalho, eine der schönsten in Luzena, ausgesucht und haben 10 Menschen grausam hingemordet. Am 14. ds. Mts. hat der Kolonist Nycz, ein intelligenter Maurermeister aus Ostgalizien, welcher erst ca. 2 Jahre hier wohnte, aber durch eisernen Fleiß schon ziemlich wohlhabend war, Wald geschlagen und zwar in Gesellschaft seines ältesten Sohnes, seiner Nachbarn Borrodej, Pencat und Paufow, sowie der ledigen Burschen Onrof Mielniczul und der Gebrüder Michael und Ignatz Wojdyla. Kurz vor Mittag hörte die Frau des Nycz, die Kinder, ebenso eine Frau Koliniecz, die in der Nähe bei ihr gearbeitet hatte, wie auch andere Nachbarn ein eigentümliches Geräusch im Walde, sie konnten es aber nicht unterscheiden, ob es Gesang oder Geschrei war. Schließlich hat sich Frau Nycz entschlossen nachzugehen, an ein Unglück durch Baumfällen glaubend, nahm Carbolwasser und andere Medicamente (sie war eine ruthenische Pfarrers-tochter) mit und machte sich auf den Weg nach der Roça. Die junge Frau Koliniecz, ihr kleines Kind der Obhut des 5jährigen Ladislaus Nycz überlassend, begleitete sie in einiger Entfernung. Kaum machte sie aber einige hundert Schritte, als sie Frau Nycz aufschreien hörte und sich auch gleichzeitig von Indianern umzingelt sah. Halbtodt vor Schreck drehte sie sich um und lief um ihr Leben zu retten. Zu ihrem Kinde kommend, hatte sie noch Zeit, dasselbe aufzuraffen und dem kleinen Nycz zuzurufen, er möge sich retten, da die Wilden kommen. Leider ist dies dem Kleinen nicht gelungen, denn er wurde schnell eingeholt und ihm der Schädel mit Knütteln eingeschlagen. Nachdem er später aufgefunden wurde, hat das arme Kind noch eine Stunde gelebt. Frau Koliniecz, einer starken, 18jährigen Frau ist es gelungen, bis zu ihrem Hause hinzuzufiehen, doch aber hier fand sie schon alles voll Bugres, und eine Indianerin kam gerade mit ihrem Umschlagetuche aus dem Hause heraus und wickelte ihr Kind darein. Ohne sich viel zu besinnen, lief Frau Koliniecz weiter und begegnete schließlich einigen Kolonisten, welche sich in der Eile bewaffnet hatten, und retteten ihr Leben, sowie das ihres Kindes. Auf der Flucht verlor sie aber, ohne sich besinnen zu können wie es geschah, sämmtliche Kleider vom Leibe. Nachdem die Indianer drei Häuser vollständig ausgeraubt und noch ein viertes, wo eine Anzahl Personen (auch der Eigentümer) beisammen waren, aufbrechen wollten, wurden sie von einer Anzahl Kolonisten verscheucht und liefen zurück in den Wald. Dieraus machten sich die Skolo-

nisten nach der *Roga* des *Nyca* und bald fanden sie die Leiche der armen Frau *Nyca* mit mehrmals durchstochenem Kopfe, weiterhin wurden alle 8 oben beschriebenen Personen, alle scheußlich ermordet, aufgefunden. *Borrodej* hatte einen furchtbaren Arthieb im Rücken, einer von den jungen Leuten hatte einen Holzpfeil im Rücken, einer eine heruntergerissene Kopfhaut, einige durchbohrte Hälse. Aus obigem ersieht man, daß die *Bugres* immer dreister werden, und wenn nicht bald dieselben verjagt werden, so werden sich die Ueberfälle mehren und die *Linia*, *Moema*, *Jracema* und *Costa Carvalho* oder 330 Familien sind jeden Tag in Gefahr, massakriert zu werden.

Hierzu bemerkt unser Vertrauensmann:

Der vorletzte Ueberfall der Kolonie *Luzena* durch Indianer (*Butokuden*) erfolgte im Jahre 1897 und wurden s. B. gleichfalls eine Anzahl von Ansiedlern (*Galizianer*) erschlagen. An derartigen Einfällen tragen aber häufig genug die Kolonisten selbst die Schuld, indem dieselben in vielen Fällen auf jeden Indianer, der sich im Walde zeigt, oder einer Pflanzung (*Roga*) nähert, wie auf ein wildes Tier feuern; ein ganz verkehrtes und unbesonnenes Verfahren. Es ist nicht selten, daß Indianer, von Hunger getrieben, sich einer *Maisroga* nähern, einige Kolben brechen und dann wieder verschwinden; trifft ein Ansiedler zufällig in seiner Pflanzung derartige Indianer, so lasse er dieselben, anstatt von der Schußwaffe, welche gewöhnlich die meisten Kolonisten, hauptsächlich der Jagd wegen, bei sich führen, Gebrauch zu machen, — ruhig gewähren, und hat die Erfahrung gelehrt, daß der verursachte Schaden (von einer Verwüstung ist nie die Rede) quantitativ nicht von Belang ist. Die Indianer merken sich in derartigen Fällen nicht nur die Pflanzung, sondern auch die Person und Wohnstätte ihres Besitzers, welcher sammt seinem Eigentume vor gleichem Angriffen durch die Wilden für die Zukunft gesichert ist.

Wehe jedoch demjenigen Kolonisten, der beim Erblicken eines Indianers ohne weiteres auf denselben schießt, in der Aufregung geht ein derartiger Schuß in den meisten Fällen fehl; der Indianer verschwindet im Urwalde, kehrt zurück, beobachtet ungesehen seinen Feind, folgt demselben bis zu seinem Wohnhause, und vielfach büßt nicht nur jener unbesonnene Schütze, sondern auch dessen Familie die Folgen einer unüberlegten Handlung mit dem Tode. — Schreiber, der selbst längere Zeit unter den Indianern (abgeschnitten von jeder Civilisation) gelebt hat, möchte behaupten, daß von den wilden Stämmen Südamerikas, besonders Brasiliens, mit Milde — viel, mit Zwang oder Härte — wenig oder — nichts zu erreichen ist, ein Urtheil, welchem diejenigen Reisenden, die das Innere Südamerikas durchforscht haben, wohl beipflichten dürften.

Was nun speziell *Paraná* betrifft, so sind die verschiedenen Indianerstämme wiederholt durch ihre *Kaziken* bei der Staatsregierung in *Curityba* um Zuweisung bestimmter Territorien vor-

ftellig geworden, jedoch stets vergeblich, und so werden die armen bedauernswerten Söhne der Wildnis, mehr und mehr aus ihren heimatlischen Urwäldern zurückgedrängt, aus Not zur Verzweiflung und Selbsthilfe getrieben und durch die Unbesonnenheit einzelner Ansiedler zur Widervergeltung herausgefordert. Die Indianer durch Soldaten aus dem Umkreise von Ansiedelungen zu treiben, wie dieses einzelne Bras. Landeszeitungen von der Regierung verlangen, ist — Unsinn. Um die Spur von Indianern zu finden und derselben zu folgen, dazu gehören eingeborene Jäger (Pfadfinder), welche sich im Urwalde zurechtfinden, wie in eigenen Hause, an jedem geknickten Pflänzchen oder Grashalme erkennen, ob Mensch oder Tier daselbe betreten und nicht — Soldaten, die wie Schreiber in den Kämpfen der letzten Revolution (1892/93) gesehen, ihren Feind dadurch zu verscheuchen suchen, daß sie aus sicherem Verstecke so lange in das Blaue hineinschießen, bis die letzte Patrone verschossen ist, um dann siegestrunken — den Rückzug anzutreten.

Eingeborene Jäger, mit den Gewohnheiten der Indianer vertraut, folgen der Spur derselben, treiben jene allmählig weit aus dem Umkreise von Ansiedelungen zurück, schießen auf den Gegner nur im Falle der Notwehr, dann aber nie fehl und sind deshalb am meisten von den Wilden gefürchtet.

Schreiber entsinnt sich eines Falles aus dem Jahre 1894, in welchem Indianer wiederholt vom Ribeirao de ouro (Staat St. Catharina) in Ansiedelungen einfielen und durch eingeborene, vom damaligen Governador Dr. Herzilio da Luz (hochverdient als Förderer der deutschen Einwanderung in St. Catharina) ausgerüstete Jäger dauernd vertrieben wurden. Dieses ist der einzige richtige Weg, auf welchem die Regierung des Staates Paraná die mit fremden Einwanderern bevölkerten, in den Urwald vorgeschobenen Ansiedelungen vor Indianerüberfällen dauernd schützen kann.

Herr Julio Bernetta erklärt in einem Artikel im „O Comercio“, daß die Colonisten wohl zum Teil auch selbst Schuld an diesen Indianerausfällen haben, weil es Leute giebt, die eine förmliche Jagd nach jedem Indianer machen, weil sie stets einen „wildem Menschen“ in ihm erblicken, der nur ein Mörder sein kann, wodurch dann die Indianer zu Rachezügen sich aufmachen und Mord und Todtschlag üben. So vorwurfsvoll das ist, so steckt doch ein Körnchen Wahrheit darin, denn was in europäischen Schulen über die „wildem Bestien“ gelehrt wird, und welch himmelstürmernder Unsinn in den sogenannten Indianerbüchern geschrieben ist, läßt solche Schlüsse zu. Das aber alles ist noch lange kein Grund, die Colonisten den Rachegeleusten der Bugres preis zu geben. Die Regierung muß helfen, aber thun wird sie nichts.

Tropenhygienisches.

„Die Akklimatisierung der europäischen und insbesondere der germanischen Rasse in den Tropen und ihre hauptsächlichsten Hindernisse“ (Sammlung klinischer Vorträge, Nr. 279 Leipzig, Breitkopf und Härtel, Preis 75 Pfg., von F. Wulfert), ist bei ihrer Uebersichtlichkeit eine für uns wertvolle Veröffentlichung. Akklimatisierung wird definiert als Anpassung des Menschen an die veränderten klimatischen Bedingungen eines neuen Wohnortes, und zwar eine solche Anpassung, die den Menschen befähigt, an dem neuen Wohnort die nötige Arbeit zur Bestellung des Bodens unter freiem Himmel zu leisten, ohne daß sich eine dauernde Schädigung seiner Gesundheit oder Leistungsfähigkeit daraus ergäbe. Man hat zu unterscheiden zwischen Akklimatisierung der Rasse (acclimatation) und Akklimatisierung der Individuen (acclimatation). Massenmäßige Akklimatisierung eines europäischen Volkes mit selbstständiger Weiterentwicklung ohne neue Blutzufuhr in der heißen Zone ist seit 500 Jahren nicht erwiesen. Nicht stichhaltig sind die gewöhnlich angeführten Beispiele: die petits blancs auf Bourbon, die Abkömmlinge der holländisch-indischen Kompagnie auf der Insel Riffer im Malajischen Archipel, die Franzosen im Bindhya-Gebirge im centralen Teil von Ostindien, die englische Fischereibevölkerung auf der Insel Barbadoes in Westindien, die englischen Familien auf der Bahamainel Tuagua nördlich von Hayti, die Deutschen am Pozuzo in Peru, die deutschen Kolonien Mittelbrasilien, die Engländer in Nordaustralien.

Für die subtropische Zone liegen zahlreiche Beispiele vollkommener Akklimatisierung der Europäer und im besonderen der Germanen vor. Die Buren, (die schon den südlichen Wendekreis überschritten haben!), die Deutschen in den brasilianischen Staaten Rio Grande do Sul, Santa Katharina und Parana, die Engländer und Deutschen in Süd- und Mittelastralien, die Kabylen, Nachkommen der Vandalen in Nordafrika.

In den Tropen sind es die endemischen Krankheiten des feuchten, heißen Klimas, also gerade der eigentlichen Kulturzone, die dem Europäer gefährlich werden, nämlich neben dem örtlich beschränkten *Selbjieber*, der leicht bekämpfbaren *Dysenterie* die *Malaria*, das Haupthindernis europäischer Akklimatisierung. Mit allem Nachdruck hat sich die medizinische Wissenschaft der letzten Jahre, seit Entdeckung der Malariaparasiten durch Laveran, im Jahre 1881, auf die Erforschung der *Malaria* gelegt. Sie gilt nicht mehr als miasmatische, vom Boden abhängige Krankheit, sondern als reine Infektionskrankheit, deren Parasit nur in den Blutkörperchen des Menschen und dem Körper bestimmter Arten von Stechmücken, die nötigen Lebensbedingungen findet. Die Infektionskeime, von der Stechmücke den Menschen eingimpft, gelangen in die Blutbahn, entwickeln sich je nach Art in 48—72 Stunden sporulieren, sprengen die Hülle des Blutkörpers, und machen dabei *Toxine* frei; von

den 8—20 Sporen hängt sich jede wieder an ein Blutkörperchen n. f. f. Hat sich der Vorgang 5—7 mal wiederholt, so ist der erste Fieberanfall da. Ein für immer an die Scholle gebundener Kolonist unterliegt schließlich im Kampf mit den Parasiten der Malaria. Langdauernde Malariaerkrankung der Eltern ist von so nachteiligem Einfluß auf Zahl und Beschaffenheit der Nachkommen, daß die Familien in der 2. oder 3. Generation aussterben. Die genauen Aufnahmen des französischen Marinearztes Dr. Orgeas in Franz. Guyana zeugen davon.

Gesunde Nachkommenschaft der Europäer blüht in den sog. Exemptionengebieten, d. h. den malariefreien Orten. Inwieweit dadurch das oben abgegebene Urteil über Rassenaklimatisation der Nordeuropäer abzuändern ist, muß die Zukunft lehren.

Die Akklimatisationstüchtigkeit der Europäer ist verschieden: sie ist am geringsten bei den Deutschen; dann folgen sich Nord- und Südfranzosen, Spanier, Portugiesen, Malteser, Semiten.

Vor allem schädlich ist die deutsche Trinksitte! „Wenn die Araber, welche den Sudan erobert und ihre Herrschaft bis zu den Komoren im Osten, bis zum Kongo im Centrum, und bis zum Senegal im Westen ausgebreitet haben, Weintrinker gewesen wären, so hätten sie sich nicht so vollkommen an das afrikanische Klima adaptiren können, wie sie es in der That gethan.“ (Treille, Principes d'Hygiène coloniale).

An der Degeneration der Neger der westafrikanischen Küste ist der Alkoholgenuß schuld!

Von den drei großen Hindernissen der Akklimatisation der Europäer in den Tropen ist die Trinksitte am ehesten zu überwinden (oder nicht?); der Malaria darf man hoffen, noch Herr zu werden. Die meteorologischen Agentien sind nicht zu ändern. Wie sich an sie wenn sie allein wirken, unsere Rasse anpassen wird, muß die Zukunft lehren. Dem Verfasser scheinen die notwendigen Vorbedingungen für die Anlage größerer germanischer Ackerbaukolonien in den heißen Ländern auch im Laufe des ganzen 20. Jahrhunderts nicht gegeben zu sein. — —

Im November hielt Geheime Rat Dr. Koch in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft einen Vortrag über seine letzte Malariaforschungsreise. Sie hat die Theorie des Dr. Koch bestätigt, daß in dem Magen der Anopheles-Mücken sich die Malaria Parasiten ganz überraschend vermehren. In der Giftdrüse der Mücke sich ansammeln, und beim Stich dem Menschen eingimpft werden. Dann beginnt der schon oben geschilderte Prozeß. Er muß durch Chinin unterbrochen werden. Die Koch'sche Theorie, daß das italienische Parasit mit dem der Tropen gleichartig ist, hat sich ebenfalls als richtig erwiesen. Die Reise ging nach Italien, Java, Deutsch-Guinea, wo Koch die Entdeckung machte, daß die Malaria im Grunde eine Kinderkrankheit sei. Koch bekämpfte die Malaria bei Isolierung ganzer Ortschaften und unter richtiger Chininverwendung mit Erfolg. Sein leitender

Grundsatz ist der: Durch Chininbehandlung die Malariaasporien im Blute aller Versuchten, namentlich auch der Leichtkranken zu töten und damit den Ansteckungsstoff zu entziehen.

Von einem vorbeugenden Malariaerschutz berichtet Dr. Zupiza im deutschen Kolonialblatt 1900, Nr. 20 S. 207. Sind die Moskito die alleinigen Ueberträger, so muß man sich vor ihnen so viel als möglich schützen. In den Häusern durch Drahtgaze an allen Oeffnungen, im Freien durch Schleier und Handschuhe. Die Professoren Belli und Grassi und 2 englische Aerzte haben in Italien Versuche in dieser Richtung angestellt und frappirende Resultate erzielt. Die Engländer ließen sich bei Ostia in einer der schlimmsten Malariagegenden Italiens nieder, leben von dem, was das Land bietet, graben, hacken, besuchen die Kranken, trinken das vorhandene Trinkwasser, schützen sich aber durch Drahtgaze und Schleier und bleiben gesund! Belli und Grassi schützten in den verrufensten Malariagegenden die Bahnarbeiter und Bahnbeamten mit gleich günstigem Resultat. Von 114 Versuchspersonen bekamen nur 4 Malariaanfalle, die theilweise Rückfälle waren. Optimistisch lautet der Schlußsatz: Nachdem wir nun zwei gegen Malaria sicher wirkende Wege haben, muß es gelingen, die weißen Kolonisten selbst in den schlimmsten Malariagegenden dauernd frei von Malaria zu erhalten, somit eine allgemeine Kolonisation der Tropen zu ermöglichen.

Im Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene 1900, Bd. IV berichtet Dr. Plehn, Regierungsarzt in Kamerun, ausführlich über die schon geschilderten Versuche und beleuchtet die für die Affanirung malarieinfizierter Länder sich ergebenden Gesichtspunkte. Wenig Erfolg für die Tropen verspricht die auf italienischen Verhältnissen sich aufbauende Methode einer systematischen Heilung aller rückfälligen Malariafranken während der kühlen Frühlingsmonate, während der die Mücken nicht stechen, die sich selbst wieder erst an Menschen inficieren. Unerreichbar ist auch die Vernichtung aller Anopheleslarven und -puppen in den Sümpfen.

Dafür um so sorgfältigere Beachtung jedes vorkommenden Malariafalls, Chininanwendung in mittleren Gaben von 1—1,5 gr. Bau von Krankenhäusern und Sanatorien. Diese und alle Wohnungen sollen mückensicher geschützt sein.

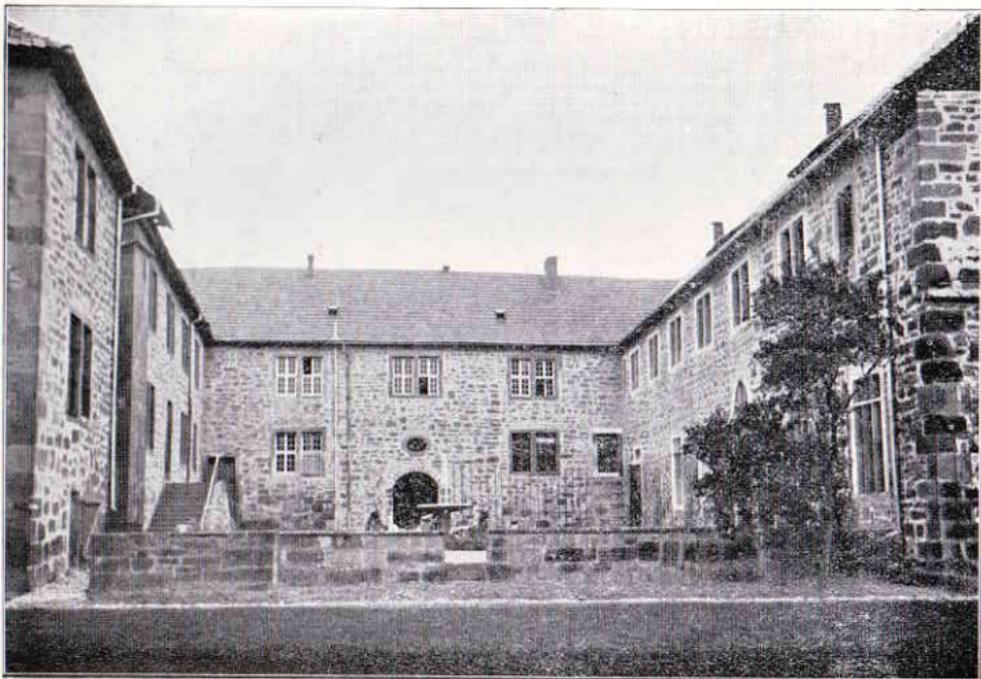
Aber auch die Eingeborenen als die wesentlichsten Zwischenwirte der Krankheitserreger müssen der Annäherung der Mücken entzogen werden.

Bei Anlage von Stationen und Plantagen nach demselben Prinzip gebaute mückensichere Häuschen, statt der dumpfigen dunklen Wellblechbuden, Zelteingänge durch Netze schützen: die ostafrikanischen Masthäuser sind geradezu Züchtungsstätten der Moskitos; ebenso die Hütten der Eingeborenen; nicht darin übernachten! Das Lager 1 Km. mindestens von Negerdörfern und Wasserplätzen entfernt aufschlagen!

Staat und Gesellschaften müssen möglichst schnell und energisch

die nötigen Maßregeln ergreifen; sie machen sich, das hat das Beispiel in Italien gezeigt, durch Herabminderung der Sterblichkeitsziffer sehr bald bezahlt.

Auch wir wünschen im Interesse unserer Kameraden, nicht bloß daß die Energie, mit der die tropische Medizin arbeitet, weiterhin von wissenschaftlichen Erfolgen begleitet sei, sondern daß auch die tropenhygienischen Maßnahmen so umfassend wie möglich beachtet und durchgeführt werden.



Innenhof.

Treu und Vertrau!

Unterm Christbaum.

„Markt und Straßen stehn verlassen,
Hell erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

Und ich wand're aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Dehres Glänzen, heil'ges Schauern —
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt ein wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!“

Weihnachten, das erste Fest im Kirchenjahr ist das letzte der Feste gewesen, das jüngste unter allen! Vierhundert Jahre gingen

hin, ehe man an ein Weihnachtsfest dachte. Aber es geht, wie mit den jüngsten Kindern — man hat sie am liebsten; kein Fest hat sich vor allen andern mit dem deutschen Leben und Sinne verbunden, wie Weihnachten. Nehmt unserm Volk sein Weihnachten und ihr habt ein Stück seines Herzens ihm genommen. Wir sind das Volk der Familie, so weit wir noch echt sind, leben nicht unter freiem Himmel und nicht auf der Straße. Weihnachten ist Familienfest im tiefsten Sinne. Gott wird unser Vater, sein Sohn unser Bruder, die Engel unsere Genossen und wir Menschen unter einander Brüder. Was sich längst geflohen, thut sich nah zusammen: Himmel und Erde, Schöpfer und Geschöpf, Engel und Menschenkinder. Und nahe zusammenrücken in winterlicher Zeit die Menschen. Wer fern draußen wandert, beschleunigt die Schritte und eilt, unterm Christbaum zu feiern und dort vom Glanze in's Herz einen warmen Strahl zu nehmen und dann, soll's denn sein, wieder hinaus in Dunkel und Kälte zu gehen. Magst du Passion in der Kirche, Ostern auf den Gräbern, Pfingsten auf Berg und Flur feiern, Weihnachten will im Hause gefeiert sein. In der Fremde überkommt uns, wenn nie sonst, an diesem Abend ein unnennbares Heimweh. — Eine alte Sage erzählt, daß in der Weihnacht versunkene Glocken im Meer zu läuten beginnen. Mag Vieles im Meer eines Menschenherzens versunken und vergessen liegen — in der Weihnacht steigt ein tiefer Glockenton herauf und mit ihm die Erinnerung an das Beste, was du im Leben gehabt; an deinen Glauben — an deine Liebe im Elternhaus! (Aus „Festflammen“ von E. Frommel.)

Aus „Ergebnisse und Gleichnisse.“

von † D. E. L. Th. Henke, Marburg.

Die Stimme der Abendglocke ist wohl wehmütig, aber voll Hoffnung zugleich, denn, wie diese, kündigt sie noch ein künftiges Fest an. „Kannst auch auf ein Morgen hoffen, das wie gestern glücklich sei.“

Wenn du guten Rheinwein trinkst, den dir dein Freund geschenkt hat, denkst du dann nur an den Wohlgeschmack des Weines oder auch an den Geber des Geschenkes? Aber solch ein Egoist ist auch, wer immer nur von Religion und nicht von Christus reden mag.

Was Jakobi von sich sagt, er sei mit dem Verstande ein Heide und mit dem Herzen ein Christ, so ist der Mensch überhaupt, und ist so geschaffen und ewig gewesen, wo er zum Selbstbewußtsein kam.

hin, ehe man an ein Weihnachtsfest dachte. Aber es geht, wie mit den jüngsten Kindern — man hat sie am liebsten; kein Fest hat sich vor allen andern mit dem deutschen Leben und Sinne verbunden, wie Weihnachten. Nehmt unserm Volk sein Weihnachtsfest und ihr habt ein Stück seines Herzens ihm genommen. Wir sind das Volk der Familie, so weit wir noch echt sind, leben nicht unter freiem Himmel und nicht auf der Straße. Weihnachten ist Familienfest im tiefsten Sinne. Gott wird unser Vater, sein Sohn unser Bruder, die Engel unsere Genossen und wir Menschen unter einander Brüder. Was sich längst geflohen, thut sich nah zusammen: Himmel und Erde, Schöpfer und Geschöpf, Engel und Menschenkinder. Und nahe zusammenrücken in winterlicher Zeit die Menschen. Wer fern draußen wandert, beschleunigt die Schritte und eilt, unterm Christbaum zu feiern und dort vom Glanze in's Herz einen warmen Strahl zu nehmen und dann, soll's denn sein, wieder hinaus in Dunkel und Kälte zu gehen. Magst du Passion in der Kirche, Ostern auf den Gräbern, Pfingsten auf Berg und Flur feiern, Weihnachten will im Hause gefeiert sein. In der Fremde überkommt uns, wenn nie sonst, an diesem Abend ein unnennbares Heimweh. — Eine alte Sage erzählt, daß in der Weihnacht versunkene Glocken im Meer zu läuten beginnen. Mag Vieles im Meer eines Menschenherzens versunken und vergessen liegen — in der Weihnacht steigt ein tiefer Glockenton herauf und mit ihm die Erinnerung an das Beste, was du im Leben gehabt; an deinen Glauben — an deine Liebe im Elternhaus! (Aus „Festflammen“ von E. Frommel.)

Aus „Ergebnisse und Gleichnisse.“

von † D. E. L. Th. Henke, Marburg.

Die Stimme der Abendglocke ist wohl wehmütig, aber voll Hoffnung zugleich, denn, wie diese, kündigt sie noch ein künftiges Fest an. „Kannst auch auf ein Morgen hoffen, das wie gestern glücklich sei.“

Wenn du guten Rheinwein trinkst, den dir dein Freund geschenkt hat, denkst du dann nur an den Wohlgeschmack des Weines oder auch an den Geber des Geschenkes? Aber solch ein Egoist ist auch, wer immer nur von Religion und nicht von Christus reden mag.

Was Jakobi von sich sagt, er sei mit dem Verstande ein Heide und mit dem Herzen ein Christ, so ist der Mensch überhaupt, und ist so geschaffen und ewig gewesen, wo er zum Selbstbewußtsein kam.

„Wie kann ich beten, wenn ich nicht weiß, ob und wer Gott sei?“ Wie darf ich atmen ohne Physiologie, gehen und käuen ohne Mechanik, lieben ohne Ovids ars amandi.

Das Christentum nennt sich einen „Sauerteig“ bestimmt die Masse der Welt zu reinigen und zu beleben. Aber darin liegt auch, was oft übersehen ist, daß es nicht selbst Teig und Nahrung und tägliches Brot, sondern Gewürz, Heil- und Reinigungsmittel sein will, also anders woher einen Stoff fordert, z. B. Berufsarbeit, Familie, öffentliches Leben und Verkehr, an und in welchem es sich bethätigen soll. Das verkennet oft der Handwerksgeist der theologischen Aerzte, preist das fleißige und häufige Mediziniere als Weg zur Gesundheit; die Mönche versuchen in der fuga (Flucht) vor dem saeculum (Welt), welches doch grade das reinigungs- und erlösungsbedürftige Objekt ist, bloß für das dadurch zwecklos gemachte Heilmittel zu leben.

Sünde ist Feigheit. Sündigen ist Schleichhandel treiben im geordneten Staat des eigenen Lebens zum Besten der Spitzbuben, die darin wohnen.

Wie schwer ist die Selbsterkenntnis! Denn wer macht vor dem Spiegel sein einfältigstes Gesicht.

Alöke brennen nicht gleich, brennen aber desto besser, wenn sie einmal brennen.

Dedlandkultur.*)

Einer hatte ein Stück Dedland unter seinem Acker. Das hätte er nun ruhig liegen lassen können, wie alle Nachbarn, die daran grenzten, ihr Teil Dedland liegen ließen. Aber er war eigenfinnig und ehrlich — so sagten die, die ihn nicht verstanden — und er hatte sich in den Kopf gesetzt, dem Dorfe zu zeigen, was man durch Umsicht, Kenntnisse und Fleiß und vor allem durch beharrliche Energie zu stande bringen könne. Und er brachte es zu stande. Es dauerte Jahre, aber dann war der Sandfleck in Kultur und man hat mir erzählt, daß weit aus der Umgebung die Leute gekommen seien, um das Wunderstück anzustaunen. Der Nachfolger erbte etwas von dem Ehrgeize des Vorgängers und etwas von seiner Energie, von beiden nicht genug. Eine Weile hielt er die Sandkultur aufrecht, dann wurde der Streufand der Nachbarn vom Winde herübergeweht, Unkrautsamen dazwischen, über seine Arbeit flog es; und dann, nach einigen Jahren, war der Fleck Sand wie nur je vorher.

*) Aus „Deutscher Glaube“ von Damm.

„Wie kann ich beten, wenn ich nicht weiß, ob und wer Gott sei?“ Wie darf ich atmen ohne Physiologie, gehen und käuen ohne Mechanik, lieben ohne Ovids ars amandi.

Das Christentum nennt sich einen „Sauerteig“ bestimmt die Masse der Welt zu reinigen und zu beleben. Aber darin liegt auch, was oft übersehen ist, daß es nicht selbst Teig und Nahrung und tägliches Brot, sondern Gewürz, Heil- und Reinigungsmittel sein will, also anders woher einen Stoff fordert, z. B. Berufsarbeit, Familie, öffentliches Leben und Verkehr, an und in welchem es sich bethätigen soll. Das verkennet oft der Handwerksgeist der theologischen Aerzte, preist das fleißige und häufige Mediziniereien als Weg zur Gesundheit; die Mönche versuchen in der fuga (Flucht) vor dem saeculum (Welt), welches doch grade das reinigungs- und erlösungsbedürftige Objekt ist, bloß für das dadurch zwecklos gemachte Heilmittel zu leben.

Sünde ist Feigheit. Sündigen ist Schleichhandel treiben im geordneten Staat des eigenen Lebens zum Besten der Spitzbuben, die darin wohnen.

Wie schwer ist die Selbsterkenntnis! Denn wer macht vor dem Spiegel sein einfältigstes Gesicht.

Alöke brennen nicht gleich, brennen aber desto besser, wenn sie einmal brennen.

Dedlandkultur.*)

Einer hatte ein Stück Dedland unter seinem Acker. Das hätte er nun ruhig liegen lassen können, wie alle Nachbarn, die daran grenzten, ihr Teil Dedland liegen ließen. Aber er war eigenfinnig und ehrlich — so sagten die, die ihn nicht verstanden — und er hatte sich in den Kopf gesetzt, dem Dorfe zu zeigen, was man durch Umsicht, Kenntnisse und Fleiß und vor allem durch beharrliche Energie zu stande bringen könne. Und er brachte es zu stande. Es dauerte Jahre, aber dann war der Sandfleck in Kultur und man hat mir erzählt, daß weit aus der Umgebung die Leute gekommen seien, um das Wunderstück anzustaunen. Der Nachfolger erbte etwas von dem Ehrgeize des Vorgängers und etwas von seiner Energie, von beiden nicht genug. Eine Weile hielt er die Sandkultur aufrecht, dann wurde der Streufand der Nachbarn vom Winde herübergeweht, Unkrautsamen dazwischen, über seine Arbeit flog es; und dann, nach einigen Jahren, war der Fleck Sand wie nur je vorher.

*) Aus „Deutscher Glaube“ von Damm.

Es scheint, daß Dedlandkultur mit Erfolg auf die Dauer nur gemeinsam betrieben werden kann. Der Einzelne kann wohl je eine Weile Wunder thun, wenn ihm eine besonders überragende Kraft gegeben ist. Auf die Dauer kann sein Werk nicht bestehen, außer durch gemeinsame Kraft. Die Bauern lachten, als das Land wieder öde war, wie zuvor. Wir habens gleich gesagt, meinten sie. Aber sie wußten nicht, was schuld war. Dies war aber schuld, daß sie nicht mit angegriffen hatten, daß sie ihr Nachbaröderland nicht mit kultiviert hatten. Sie lachten, ohne es zu wissen, über sich selbst.

Dedland ist der Boden unseres Lebens, Dedland ist unsere Seele von Natur. Wer es leugnet, der hat weder eine Ahnung von den Resultaten der Naturwissenschaft noch von denen der Seelenkunde. Wer aber sie kennt, der weiß es, daß der Untergrund seines Lebens nichts ist als Dedland. Dedland ist alles Menschenleben. Und Gott sandte uns nicht in einen Garten, um süße, von selbst gewachsene Früchte zu genießen, sondern er stellte uns in's Dedland des Lebens, es zu kultivieren.

Das ist die Botschaft: Dedlandbauern sind wir Menschen, Alle Kraft gilt es, um Früchte zu haben.

Und die zweite Botschaft ist die: Gemeinsame Arbeit ist nötig, um Dedland zu kultivieren. Zusammen müssen wir uns schließen, eine Gemeinde müssen wir werden, wenn unsere Arbeit Früchte bringen soll.

Gedenke daß du ein Deutscher bist!



Unzeigen.

Fabarius, C. A., Die Schlacht bei Riade Ein Rückblick auf die erste Gründung des Deutschen Reiches unter Heinrich dem Städtebauer; mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte deutscher Ansiedelung, Halle a. S. 1895, Ed. Anton.

Fabarius, C. A., Die Allgemeine weibliche Dienstpflcht. Ein Beitrag zur socialen Frage im Deutschen Volke, Essen 1895, G. G. Bädeler.

Fabarius, C. A., Deportation von Verbrechern nach den Deutschen Kolonien. Berlin 1896, M. Warnack.

Fabarius, C. A., Eine Deutsche Kolonialsschule, Denkschrift Coblenz 1897, Kindt und Meinardus.

Fesca, Prof. Dr. M. Landwirtschaftliche Studien in England und Schottland. Göttingen 1876.

Fesca, Prof. Dr. M. Die agronomische Bodenuntersuchung und Kartirung auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Berlin 1879. Paul Parey.

Fesca, Prof. Dr. M. Beiträge zur agronomischen Bodenuntersuchung und Kartirung. Berlin 1882. Paul Parey.

Fesca, Prof. Dr. M. Abhandlungen und Erläuterungen zur agronomischen Karte der Provinz Kai. Tokio 1887.

Fexca, Prof. Dr. M. Beiträge zur Kenntnis der japanischen Landwirtschaft. 2. Bde. mit Atlas. Berlin 1890—93, Paul Parey.

Spiecker, Dr. Adolph, Naachanalyse. Ein kurzgefaßter Leitfaden mit 5 Holzschnitten, Bonn, Verlag von Friedrich Cohen 1896. Preis Mk. 1,20.

Aldinger, Paul Dr. phil., Die Neubesehung der Deutschen Bistümer unter Papst Innocenz VI. Leipzig, A. G. Teubner, 1900.

Jugendsang. Liederbuch fahrender Schüler für Marsch und Raft, herausgegeben von P. Aldinger, Stuttgart, A. Lung, 30 Pfg.

„O Deutschland, herrliches Vaterland“

Sang der Kolonialschüler,
Dichtung von P. Aldinger,
in Musik gesetzt von W. Weber
Zu beziehen durch Buchhändler Weber, Witzgenhausen.
75 Pfg.

v. Tippelskirch & Co.

Berlin

Hauptgeschäft: N. W. Neustädtische Kirchstrasse 15, Telephon : Amt I., 5063.

Fabrik: N. Usedomstrasse 21, Telephon Amt III, 3265.

Telegramm-Adresse: Tippelip-Berlin. Code Staudt u. Hurdus 1882 1291.

Bank-Conto: Deutsche Bank.

Filialen

Swacopmund, Deutsch Süd-West-Afrika, unter Firma
v. Tippelskirch u. Co.

Tsingtau, Kiautschau-Gebiet, unter Firma
Kiautschau-Gesellschaft m. b. H.

einziges **Specialgeschäft** Deutschlands
für complete Ausrüstungen aller Art nach überseeischen
Ländern.



Tropen- u. Heimatsuniformen für
Militär und Beamte
Tropen-Civil-Kleidung
Tropen-Kopfbedeckungen,
Tropen-Wäsche, Tropen-Fuss-
bekleidung, Gamaschen, Tropen-Koffer
Reiseutensilien, Toilettengegenstände,
Tropenzelte
zusammenlegbare Möbel,
Tropenbettstellen, Moskitonetze,
Reise-Tische, Reise-Stühle,
Küchen- u. Speisegeräte,
Badewannen, Douche- u. Wasch-
apparate, Wasser-, Filter-, und Be-
hälter-Feldflaschen,
Werkzeuge, Wirtschaftsgерäte,
Beleuchtungsgegenstände,
Photographische Apparate, Uhren,
Optische Waaren, Reit-Ausrüstungen,
Waffen, Munition,
Conserven u. Praeserven,
Weine, Biere, Spirituosen,
Cigarren, Cigarretten, Tabake.

Preislisten und Special-Aufstellungen für Reisen,
Expeditionen, sowie für längeren Aufenthalt in über-
seeischen Ländern stehen auf Wunsch gratis zur Verfügung.



Versand von Erzeugnissen der Deutschen Kolonien

unter Aufsicht des
Hällischen Kolonial-Vereins.

Kamerun - Kakao • Usambara - Kaffee
Erdnuss - Speise - Öl

Ost-Afrika - Vanille • Neuguinea - Zigarren.

5 kg - Paket: Porto und Verpackung frei.

Hällisches Kolonialhaus
Karl Eisengräber, Halle a. S.

Koloniale Verlagswerke

von

W. Süßeroth.

Moritz Schanz: Australien und die Südsee 1901.

fr. Bley u. Dr. M. Grabein: Britische und Deutsche Handelspolitik. Pr. 50 Pfg.

fr. Regan: England und der Transvaal. Pr. 1 Mk.

Georg Hartmann, Dr.: Deutsch-Südwestafrika im Zusammenhang mit Südafrika.



Suppentafeln

ca. 30 Sorten vorrätig.
Eine Tablette genügt für
5—6 Teller guter Suppe.
Nur mit Wasser zu kochen,
da bereits alle üblichen Zu-
thaten darin enthalten sind.

*In Büchsen mit 10
oder 20 Tabletten
à 100 Gramm.*

Erbswürste

*mit Speck — mit Julienne
— mit Schinken, mit
Schweinsohren,
Linsenwürste —*

Bohnenwürste,
zur raschen und bequemen
Bereitung kräftiger Suppen
nach Hausmacher Art.

*In Büchsen mit 6 oder
12 Würsten
à 1/4 Kilogramm.*

Dörrgemüse

von allerbesten Qualität
und in Geschmack und
Farbe wie frische Gemüse.
Einfach in Wasser aufzu-
weichen und dann wie
frische Gemüse zu kochen.

*In Büchsen mit 10
oder 20 Tabletten
à 100 Gramm.*

**Für Europäer in überseeischen Ländern unentbehrlich.
Lange Haltbarkeit unter jedem Klima.**

Man verlange **Musterkisten Knorr'scher Fabrikate**, in beliebigem Sortiment
zu Mk. 50.— oder Mk. 100.—, von **Europäischen Exportfirmen**.

**Preislisten und jede gewünschte Auskunft von den Generalvertretern
Harder & de Voss in Hamburg.**

C. H. Knorr, A.-G.,

Nahrungsmittelfabriken, Heilbronn a. N.

Verkaufssyndikat der Kaliwerke Leopoldshall-Stassfurt

liefert den zur Erzielung guter und reicher Ernten bei allen Kulturpflanzen unentbehrlichen Pflanzennährstoff, das **Kali** in Form von rohen und concentrirten Kalisalzen, insbesondere

a. gereinigte, concentrirte Kalisalze:

schwefelsaures Kali (mind. 48,6 und 51,8 % Kali) für Tabak, Zuckerrohr, Ananas, Bananen, Bataten, Orangen, Citronen, Feigen, Weinreben, Vanille, Melonen.

calc. schwefelsaure Kalimagnesia (mind. 25,9 % Kali und höchst. 2 1/2 % Chlor) für die vorstehend genannten Pflanzen auf solchen Böden, wo die Zufuhr von Magnesia erforderlich ist.

Chlorkalium (mind. 44,2 bis 61,8 % Kali) für Kaffee, Cacao, Thee, Palmen, Oliven, Erdnuss, Baumwolle, Mais, Sorghum, Reis Ricinus, Indigo, Bohnen, Chinarinde.

b. natürliche, rohe Kalisalze:

Kainit (mind. 12,4 % Kali) **Sylvinit** (12,4 bis 19 % Kali) für Baumwolle und Palmen, zur Vertilgung von Insekten, wie auch für ganz leichte, trockene Böden zur besseren Bindung und Feuchterhaltung.

Preislisten und specielle Auskünfte über die zweckmässige Anwendung der einzelnen Kalisalze auf Grund langjähriger practischer Erfahrungen, sowie **Broschüren über Resultate der rationellen Kalidüngung** bei allen in Cultur befindlichen Pflanzen der verschiedenen **Zonen in allen Sprachen auf Wunsch unentgeltlich.**

Telegramm-Adresse: **Syndikat-Stassfurt.**

Pensionsanstalt
„Lindenhof“
für Söhne Deutscher im Auslande

zu Witzenhauseu a. Werra.

Eröffnung Ostern 1901.

Aufnahme der Zöglinge (ohne Unterschied der Konfession) in Familienpensionaten unter gemeinsamer Oberleitung.

Anschluß an die im Ausbau zum Realprogymnasium befindliche städtische Schule mit besonderen Real-Kursen und besonderer Vorbereitung für spätere Thätigkeit im Auslande.

Von Obersekunda an Uebertritt in die Privatschule und Beginn der Fach-Kurse.*)

Nähere Auskunft erteilt schriftlich

Dr. E. Kapff,

Rektor der städtischen höheren Schule
und Leiter von „Lindenhof“.

Bestens empfohlen vom **Gv. Hauptverein für Deutsche Auswanderer und Ansiedler**, dessen Geschäftsstelle Prospekte versendet und jede Auskunft gern erteilt.

*) oder, falls erwünscht, Eintritt in die deutsche Kolonialschule Wilhelmshof, deren Prospekte, Lehrplan u. s. w. versendet Direktor Fabarius.

Hörder Bergwerks- u. Hütten-Verein
Abteilung:
feste und transportable Schmalspurbahnen.

vertreten durch

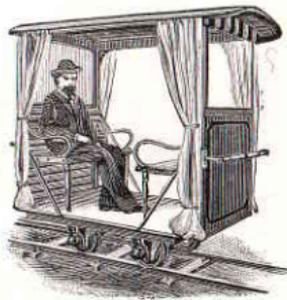
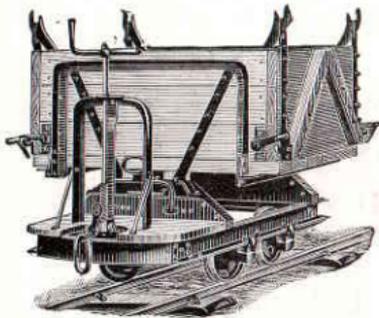
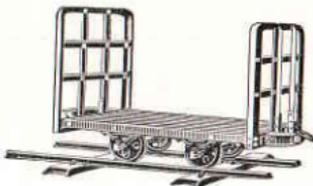
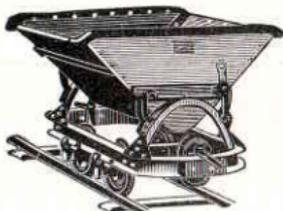
GLÄSSING & SCHOLLWER

Berlin W. 9, Linkstrasse 43,

Telegramm-Adresse: „Portativa. Berlin“

liefert:

Feldbahngleise, Weichen, Drehscheiben, Wagen aller Art,
Radsätze, Achslager, Lagermetall
für **Plantagen, Fabriken, Kleinbahnen** etc.



Illustrierte Kataloge in deutscher, französischer, englischer, spanischer u. portugiesischer Sprache gratis.

☐ Sämtliche Anfragen werden nach **Berlin** erbeten.

Vertreter gesucht.

Kolapräparate

von

Dr. Manz, Esslingen.

Kolawein 1 Flasche	Mk.	1,75,
Kolaliqueur 1 Fassensflasche	Mk.	0,80
1/2 Fl.	Mk.	1,75,
Kolatabletten 1 Schachtel	Mk.	1,00,
Kolamilchzucker 1 Probedose	Mk.	0,90,
1 Originaldose	Mk.	3,50.

Die Präparate wurden hier von uns bei körperlichen und geistigen Anstrengungen aller Art probirt und sehr wirksam als Anregungs- und Erfrischungsmittel befunden.

Koloniale Verlagswerke

des

Deutschen Kolonialverlags
(G. Meinecke.)

G. Hermann: Viehzucht und Bodenkultur in Südwesafrika 1900.

G. Rackow: Tropische Agrikultur, Praktische Anleitung zur Beschaffung und Anwendung der Gebrauchsgegenstände für den tropischen Ackerbau 1900.

Inhaltsverzeichnis.

Rückblick und Ausblick.	4.
Nachrichten aus Wilhelmshof,	
a) Schülerverzeichnis des Wintersemesters 1900	7.
b) Vorlesungs- und Unterrichtsverzeichnis	9.
c.) Stundenplan für das Winterhalbjahr 1900	10.
d) Adressen der bereits ausgereisten Kameraden	11.
Nachrichten aus dem Kameradenkreise	
a.) Fortsetzung des Briefes unseres Kameraden Bachmann	14.
b.) 2. Brief des Kameraden Weise	18.
c.) 4. Brief des Kameraden Weise	21.
d. 2 Briefe des Kameraden Willi	23 - 24.
e.) Brief des Kameraden Linder	25.
Zum Totenfeste	30.
Gedenkblatt für Runo Frhr. von Girardi	31.
Hof, Feld, Garten und Werkstatt	32.
Bücherei und Lesezimmer	37.
Kolonialwirtschaftliche Mitteilungen	41.
Auszug aus dem Gästebuch	44.
Die Völkerkunde und Kolonialwirtschaft	45.
Versuche am falschen Fleck	50.
Deutscher Auswanderer	53.
Ev. Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer	54.
Ansiedelung und Dienstpflicht	56.
Ansiedler und Eingeborene	59.
Tropenhygienisches	62.
Unterm Christbaum	66.
Aus „Ergebnisse und Gleichnisse“	67.
Deblandkultur	68.



Druck von Chr. Trautvetter, Wippenhausen.



33. a. Wolff, Hermann, b. Herbsleben, c. Güterdirector,
d. 23 $\frac{1}{2}$ Jahre, e. evang., f. Realschule g. Landwirt, h. 10./10.
1900, i. Pflanze.
34. a. Zippert, Walther, b. Dresden, c. Arzt † d. 21 Jahr,
e. evang., f. Gymnasium, g. Kaufmann, h. 10./10. 1900,
i. Pflanze.

b. Vorlesungs und Unterrichtsverzeichnis

der
Deutschen Kolonialschule „Wilhelmshof“
zu Wismar.
Winterhalbjahr 1900/1901.

I. Allgemeines. 1. Völkerverkunde, zweiter spezieller Theil: Direktor Fabarius. 2. Religionsgeschichte, zweiter Theil Buddhismus, Islam, Christenthum: Direktor Fabarius. 3. Wirtschaftliche Ausbreitung der Menschen über die Erde: Direktor Fabarius. 4. Technische Chemie für Tropenpflanzen: Dr. Spieker. 5. Pflanzenphysiologie und Drogenkunde: Dr. Spieker. 6. Mineralogie: G. B. R. Professor Dr. von Könen, Göttingen. 7. Tierheilkunde: G. M. R. Professor Dr. Esser, Göttingen. 8. Tropengesundheitslehre: Dr. Menze, 9. Koloniale Agrarpolitik: Dr. Aldinger.

II. Landwirtschaft. 1. Pflanzen-, Klima- und Bodenlehre mit besonderer Berücksichtigung der Tropen und Subtropen: Professor Dr. Fesca. 2. Tierische Ernährungs- und Züchtungslehre mit besonderer Berücksichtigung der Haustiere der Tropen und Subtropen: Professor Dr. Fesca. 3. Wein- und Gemüsebau: Gartenmeister Sonnenberg. 4. Forstwirtschaft: Oberforstmeister Weise, Direktor der Forstakademie Münden. 5. Buchführung: Buchhalter Meyran.

III. Tropisches. (siehe unter II, 2 und 3.)

IV. Kulturtechnik und Handwerke. 1. Allgemeine Baukunde, Wasser-, Straßen- und Bahnbauten mit Planzeichnungen, praktischen Übungen und Gewerbelehre: Ingenieur Freiherr Schilling von Cannstatt, und unter dessen Leitung praktische Arbeit in 2. Schmiederei Meister Bornemann, 3. Schlosserei, Meister Trautvetter, 4. Wagnerei Meister Hartung, 5. Tischlerei, Meister Voigt, 6. Zimmerei, Meister Fischer, 7. Sattlerei, Meister Jaeger, 8. Mauerei, 9. Klempnerei, Meister Salzmann, 10. Bootsbau, Meister Hinske.

V. Leibesübungen. Turnen und Fechten: Dr. Aldinger, Reiten: Rechn.-R. von Wellenthin, Schießen: Förster Kref.